

Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit?

Schütze, Fritz

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schütze, F. (1994). Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In N. Groddeck, & M. Schumann (Hrsg.), *Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion* (S. 189-297). Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-49375>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung

Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit?¹

Fritz Schütze

Der Beitrag bearbeitet folgende Themen: Die Problembestände der Sozialen Arbeit sind der Gesellschaft und den Fachkräften in der Sozialen Arbeit prinzipiell fremd, und auch die Betroffenen selbst durchschauen ihre Problemlagen kaum oder gar nicht. Deshalb ist in der Sozialen Arbeit und in den Erkundungs- und Forschungsprozessen des Sozialwesens eine methodische Fremdheitshaltung angebracht, die gleichwohl auf Verstehen abzielt. Im Rahmen der *ethnographischen* Sichtweise kann die sympathetische Fremdheitshaltung am besten auf Dauer gestellt werden (Abschnitt 1).

Die ethnographische Sichtweise hat in der Sozialen Arbeit angesichts der Fremdheit und Unübersichtlichkeit ihrer komplexen Problembestände naturgemäß eine eigenständige Wurzel, wie die quasi-ethnographischen Konsequenzen der fallanalytischen Überlegungen der Begründerin der modernen professionellen Sozialen Arbeit Mary Richmond demonstrieren (Abschnitt 2).

In der Sozialen Arbeit stoßen stets unterschiedliche Kulturen aufeinander – die der KlientInnen und die Kultur der diesen in der Regel sehr fremden der SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen. Die Kulturgrenzen überschreitenden Verständigungs- und Übersetzungsprozesse führen – wie etwa an einem Beispiel aus der Altenarbeit zu

¹ Die vorliegende Arbeit verdankt außerordentlich viel der Zusammenarbeit mit Barbara Arlt, Brigitte Hossenfelder, Thomas Reim, Gerhard Riemann und Peter Straus. Sie hat außerdem sehr von den eingehenden Ratschlägen zur Überarbeitung und Ergänzung durch die Herausgeber Norbert Groddeck und Michael Schumann profitiert. Außerdem bedanke ich mich nachdrücklich bei Fred Karl und Reinhard Schmitz-Scherzer, die es mir ermöglicht haben, im Projekt „Zugehende Altenberatung“ auf das Sozialwesen bezogene Forschungserfahrung zu sammeln (siehe Karl u. a. 1990). Peter Straus sei zusätzlich Dank für wichtige Formulierungs- und Korrekturvorschläge bei der Endredaktion.

zeigen ist – zu symbolischen Verdichtungen, die vornehmlich mit ethnographischen Forschungsvorgehen, wie denen der mikroethnographischen Interaktionsanalyse oder der Biographieanalyse, verlässlich analysiert werden können (Abschnitt 3).

Die ethnographische Sichtweise nimmt ungewöhnliche Aufmerksamkeitsspannweiten, -breiten und -tiefen ein; sie ist deshalb in der Lage, ungewohnte Problemkonstellationen, Routinepraktiken und heteronome Systembedingungen zu erfassen (Abschnitt 4).

Die ethnographische Sichtweise ist eine metatheoretische und methodische Haltung, die eine prinzipielle Phänomenoffenheit und eine verfremdende Perspektive auf die zu erkundenden Phänomene impliziert. Sie muß sowohl Tendenzen zur Einvernahme (Nostrifizierung) als auch solche zur verdinglichenden Fremdmachung abwehren. Die ethnographische Sichtweise kann durch alle Verfahrensweisen der interpretativ-qualitativen Sozialforschung realisiert werden. Abgesehen von einem grundlegenden Schauplatz- und Situationsbezug, der der teilnehmenden Beobachtung eine besondere Prominenz gibt, hat sie keine speziellen Fachmethoden. Sie weist aber besondere epistemische *Erkundungsprinzipien* auf, wie das der methodischen Fremdheitshaltung oder das der pragmatischen Brechung von Wissens- und Symbolgehalten (Abschnitt 5).

Schon eine alltägliche Beratungssituation im Sozialwesen hat eine enorme Bedeutungskomplexität und Strukturierungstiefe. Zwar kann die Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin² intuitiv die Muster, die den in sich verschränkten sozialen Prozessen in der (mehrschichtigen) Situation mehr oder weniger verdeckt zugrundeliegen, erfassen, wie stra-

² Da die Mehrheit der Fachkräfte in der Sozialen Arbeit weiblich ist, wird im folgenden vorzugsweise die weibliche Form benutzt. Damit sollen männliche Praktiker der Sozialen Arbeit aus der Betrachtung nicht ausgeschlossen sein. Im folgenden bezieht der Terminus „Sozialarbeiterin“ auch schwerpunktmäßig sozialpädagogisch Ausgebildete mit ein. Nur dann, wenn im Kontext an ein spezifisch sozialpädagogisch profiliertes Handlungsfeld gedacht ist, wird der Terminus „Sozialpädagogin“ benutzt. Der Terminus „Sozialarbeiterin“ wird in diesem Beitrag allein deshalb dem der „Sozialpädagogin“ vorgezogen, weil nur so der Eigenständigkeit der Professionentwicklung im Sozialwesen terminologisch Ausdruck verliehen werden kann. Die Begriffswahl beinhaltet nicht eine Unterschätzung der Wichtigkeit spezifisch sozialpädagogischer Arbeitsfelder und des Profils spezifisch sozialpädagogischer Studiengänge. Auch bedeutet sie nicht eine Mißachtung der Fundierungswissenschaft der Pädagogik. Diese ist aber nur eine der Fundierungswissenschaften des Sozialwesens neben solchen wie Psychologie und Soziologie.

tegische Handlungsschemata oder Ausblendungsmechanismen; eine verlässliche Analyse der Interaktion, Lebensmilieu, Biographie und kollektive Geschichte inkorporierenden Situationstiefe ist aber nur durch ethnographische Erhebung und Analyse möglich (Abschnitt 6). In der Sozialen Arbeit verschränkt sich die ethnographische Sichtweise mit der fallanalytischen Einstellung. Dadurch erhält – was freilich so gegenwärtig noch nicht zureichend reflektiert wird – die ethnographische Sichtweise eine produktive erkenntnislogische Zuspitzung. Methodische Prinzipien dieser Doppelausrichtung sind: Beobachtung der Totalität sozialer Prozesse, Fokussierung auf dichte Symbolisierungen, Perspektiven- und Materialtriangulation, kontrastive Vergleiche (Abschnitt 7).

Die Soziale Arbeit hat einen sehr komplexen wissenschaftsarchitektonischen Aufbau, zu dem das Geflecht der werkstattmäßigen Fallanalyse, der Interventionsform-Theorien (Bildungs-, Therapie- und Situationsgestaltungstheorien), der Fundierungsdisziplinen (wie Pädagogik, Psychologie und Soziologie), der Morphologie- bzw. Anwendungsdisziplinen (wie der sozialen Gerontologie), der Selbstvergewisserungsverfahren (wie der Supervision) und der interdisziplinären sozialwissenschaftlichen Grundlagentheorie mit besonderem Fokus auf die Fallanalyse gehört. Die ethnographische Sichtweise wird von den Interventionsform-Denklogiken immer wieder vorwärtsgetrieben getrieben, und sie ist die Erkundungsgrundlage für die fallanalytisch orientierte sozialwissenschaftliche Grundlagentheorie (Abschnitt 8).

Die Soziale Arbeit kann nur *dann* ihre eigenständigen sozialwissenschaftlichen Erkenntnisquellen ausschöpfen, wenn sie die Sozialisation ihrer Fachkräfte in die ethnographische Sichtweise mehrschichtig im Sozialwesen-Studium und in sozialwesenspezifischen Aufbaustudiengängen wie dem der Supervision verankert. Eine besondere Bedeutsamkeit kommt hier sowohl der Forschungsausbildung in ethnographischen Forschungswerkstätten zu als auch der ethnographischen Ausgestaltung *desjenigen* Teilbereichs der berufspraktischen Studien, der sich auf die *fremde* Alltagspraxis des Sozialwesen-Berufslebens bezieht. An die Erarbeitung und die Abfassung der Praxisberichte sind im Prinzip dieselben Anforderungen zu stellen wie an ethnographische Untersuchungsberichte (Abschnitt 9).

Es gibt verschiedene Arten der Umsetzbarkeit der ethnographischen

Sichtweise aus der Wissenschaft in die professionelle Handlungspraxis und in den gesellschaftlichen Diskurs. Die übliche Umsetzung geschieht durch die explizite Sozialisation in ethnographische Forschungsmethoden und durch ihre abgekürzte Anwendung in der späteren beruflichen Praxis. Diese Abkürzung vollzieht sich aber nicht im Wege der technischen, dekontextualisierten Applikation deduktiv-abschließend formulierter Kategoriensätze, sondern durch das kontextualisierte Gestaltsehen auf der Grundlage sequenziell und kontrastiv analysierter Schlüsselsymbole. Eine andere interessante Art der Umsetzbarkeit ist die auf singuläre Problemfälle oder auf singuläre Entwicklungsvorhaben ausgerichtete ethnographische Situationsanalyse (Abschnitt 10).

1. ETHNOGRAPHIE UND SOZIALE ARBEIT

In den letzten Jahren ist in der akademischen Ausbildung, aber auch in der professionellen Praxis der Sozialen Arbeit erneut ein zunehmendes Interesse zu verzeichnen, über die wissenschaftlichen Grundlagen des methodisch disziplinierten Handelns und die verschiedenen Praxismethoden im Sozialwesen Klarheit zu gewinnen. Die Praxismethoden der Sozialen Arbeit werden nicht mehr nur als zünftig-„naturwüchsige“ (oder auch kollegial reflektierte) Produkte der professionellen Praxis angesehen, sondern auch – zumindest teilweise – als der Niederschlag wissenschaftlicher Forschung und Reflexion. Und es wird gefordert, daß das professionell-methodische Handeln in der Sozialen Arbeit in seinen Kernorientierungsbeständen und in seinen Kernverrichtungen *wissenschaftlich fundiert* ist. Dies gilt sicherlich auch für die Fundierung der (nicht nur auf individuelle Fälle beschränkten) praktischen sozialen Fallarbeit in der (mehr oder weniger) wissenschaftlich orientierten Fallanalyse. Es soll im folgenden der Gedanke ausgearbeitet werden, daß die soziale Fallarbeit wissenschaftlich fundierende Fallanalyse in ihren Erkenntnisprinzipien und in ihrer Erkenntnishaltung ethnographisch ist.

Ich bin entsprechend der Meinung, daß die Anwendung von ethnographischen Verfahren der Sozialforschung in den Handlungsfeldern von Sozialarbeit und Sozialpädagogik und deren Weiterentwicklung gerade dort besonders vielversprechend, aber auch besonders dring-

lich sind. Das gilt sowohl für den Vollzug theoretisch-empirischer Forschung im Wissenschaftsbetrieb (und für die aus ihr schöpfende Lehrtätigkeit) als auch für die Praktikabilität und Adäquanz der Fallanalyse für das professionelle Handeln der Sozialarbeiterin. Gerade ihr Handlungsfeld weist Phänomene und Problemstellungen auf, die besonders gut mit ethnographischen Forschungs- und Analyseverfahren der Sozialwissenschaften abgeklärt werden können. Ihre Erkundung bzw. auch systematische Explikation ist gerade *dann* möglich, wenn das Potential sprachlich-kommunikativer Konstitutions- und Rekonstruktionsmechanismen für die Präsentation und Erzeugung der sozialen Realität in eigens darauf abzielenden Datenerhebungs- und Interpretationsverrichtungen explorativ oder umfassend ausgeschöpft wird (in Forschungsveranstaltungen, die als systematische intersubjektiv kontrollierbar sind). Auf diese Weise werden Problementfaltungen und damit verbundene soziale Prozesse wahrnehmbar und analysierbar, die in den Alltagsroutinen der Lebensführung der Betroffenen und der Berufspraxis der professionellen Sozialarbeiterinnen und Sozialpolitiker oft (und z. T. gar gemeinhin) unbeachtet bleiben. Ohne Vollständigkeitsanspruch seien hier die folgenden beiden *Phänomene der Rätselhaftigkeit und Verslossenheit der Lebensrealität* der Klienten der Sozialen Arbeit aufgeführt:

(a) Problembetroffene („Stigmatisierte“), die von ihrer Umwelt in der einen oder anderen Form als nicht (mehr) vollkompetente Gesellschaftsmitglieder angesehen und behandelt werden, entwickeln eine der Umwelt verschlossene unverständliche Lebensperspektive und Weltsicht; z. T. bilden sie prinzipiell fremde Alltagsmilieus und Subkulturen aus. (Letzteres trifft schon auf so wenig exotisch anmutende Personenkreise wie Obdachlose oder alte Menschen zu.) Gerade der professionellen Sozialen Arbeit und der (kommunal-)politischen Öffentlichkeit fällt es außerordentlich schwer, diese Lebensperspektiven überhaupt als relevante, nicht zu vernachlässigende Aspekte der sozialen Realität im Handlungsbereich der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik zu erfassen, geschweige denn ihre Gehalte und Konstruktionsprinzipien zu begreifen. Werden die Perspektiven der Problembetroffenen in Einzelfällen dann doch einmal wahrgenommen und zum Anlaß für die Irritation der Handlungsrouinen und Orientierungsselbstverständlichkeiten der offiziellen Verfahrenswalter – dies

Sichtweise aus der Wissenschaft in die professionelle Handlungspraxis und in den gesellschaftlichen Diskurs. Die übliche Umsetzung geschieht durch die explizite Sozialisation in ethnographische Forschungsmethoden und durch ihre abgekürzte Anwendung in der späteren beruflichen Praxis. Diese Abkürzung vollzieht sich aber nicht im Wege der technischen, dekontextualisierten Applikation deduktiv-abschließend formulierter Kategoriensätze, sondern durch das kontextualisierte Gestaltsehen auf der Grundlage sequenziell und kontrastiv analysierter Schlüsselsymbole. Eine andere interessante Art der Umsetzbarkeit ist die auf singuläre Problemfälle oder auf singuläre Entwicklungsvorhaben ausgerichtete ethnographische Situationsanalyse (Abschnitt 10).

1. ETHNOGRAPHIE UND SOZIALE ARBEIT

In den letzten Jahren ist in der akademischen Ausbildung, aber auch in der professionellen Praxis der Sozialen Arbeit erneut ein zunehmendes Interesse zu verzeichnen, über die wissenschaftlichen Grundlagen des methodisch disziplinierten Handelns und die verschiedenen Praxismethoden im Sozialwesen Klarheit zu gewinnen. Die Praxismethoden der Sozialen Arbeit werden nicht mehr nur als zünftig-„naturwüchsige“ (oder auch kollegial reflektierte) Produkte der professionellen Praxis angesehen, sondern auch – zumindest teilweise – als der Niederschlag wissenschaftlicher Forschung und Reflexion. Und es wird gefordert, daß das professionell-methodische Handeln in der Sozialen Arbeit in seinen Kernorientierungsbeständen und in seinen Kernverrichtungen *wissenschaftlich fundiert* ist. Dies gilt sicherlich auch für die Fundierung der (nicht nur auf individuelle Fälle beschränkten) praktischen sozialen Fallarbeit in der (mehr oder weniger) wissenschaftlich orientierten Fallanalyse. Es soll im folgenden der Gedanke ausgearbeitet werden, daß die soziale Fallarbeit wissenschaftlich fundierende Fallanalyse in ihren Erkenntnisprinzipien und in ihrer Erkenntnishaltung ethnographisch ist.

Ich bin entsprechend der Meinung, daß die Anwendung von ethnographischen Verfahren der Sozialforschung in den Handlungsfeldern von Sozialarbeit und Sozialpädagogik und deren Weiterentwicklung gerade dort besonders vielversprechend, aber auch besonders dring-

lich sind. Das gilt sowohl für den Vollzug theoretisch-empirischer Forschung im Wissenschaftsbetrieb (und für die aus ihr schöpfende Lehrtätigkeit) als auch für die Praktikabilität und Adäquanz der Fallanalyse für das professionelle Handeln der Sozialarbeiterin. Gerade ihr Handlungsfeld weist Phänomene und Problemstellungen auf, die besonders gut mit ethnographischen Forschungs- und Analyseverfahren der Sozialwissenschaften abgeklärt werden können. Ihre Erkundung bzw. auch systematische Explikation ist gerade *dann* möglich, wenn das Potential sprachlich-kommunikativer Konstitutions- und Rekonstruktionsmechanismen für die Präsentation und Erzeugung der sozialen Realität in eigens darauf abzielenden Datenerhebungs- und Interpretationsverrichtungen explorativ oder umfassend ausgeschöpft wird (in Forschungsveranstaltungen, die als systematische intersubjektiv kontrollierbar sind). Auf diese Weise werden Problementfaltungen und damit verbundene soziale Prozesse wahrnehmbar und analysierbar, die in den Alltagsroutinen der Lebensführung der Betroffenen und der Berufspraxis der professionellen Sozialarbeiterinnen und Sozialpolitiker oft (und z. T. gar gemeinhin) unbeachtet bleiben. Ohne Vollständigkeitsanspruch seien hier die folgenden beiden *Phänomene der Rätselhaftigkeit und Verslossenheit der Lebensrealität* der Klienten der Sozialen Arbeit aufgeführt:

(a) Problembetroffene („Stigmatisierte“), die von ihrer Umwelt in der einen oder anderen Form als nicht (mehr) vollkompetente Gesellschaftsmitglieder angesehen und behandelt werden, entwickeln eine der Umwelt verschlossene unverständliche Lebensperspektive und Weltsicht; z. T. bilden sie prinzipiell fremde Alltagsmilieus und Subkulturen aus. (Letzteres trifft schon auf so wenig exotisch anmutende Personenkreise wie Obdachlose oder alte Menschen zu.) Gerade der professionellen Sozialen Arbeit und der (kommunal-)politischen Öffentlichkeit fällt es außerordentlich schwer, diese Lebensperspektiven überhaupt als relevante, nicht zu vernachlässigende Aspekte der sozialen Realität im Handlungsbereich der Sozialen Arbeit und der Sozialpolitik zu erfassen, geschweige denn ihre Gehalte und Konstruktionsprinzipien zu begreifen. Werden die Perspektiven der Problembetroffenen in Einzelfällen dann doch einmal wahrgenommen und zum Anlaß für die Irritation der Handlungsroutinen und Orientierungsselbstverständlichkeiten der offiziellen Verfahrenswalter – dies

insbesondere in solchen Fällen, in denen die freiwillige Mitarbeit der Problembetroffenen von Nöten ist bzw. ihre Wählerstimmen relevant erscheinen –, dann werden leider nur zu oft und zu schnell die uninformierten Unterstellungen der Instanzenvertreter, der Professionellen und der Öffentlichkeit über diese Perspektiven (fälschlich) mit der Eigenerfahrung und Weltsicht der Betroffenen verwechselt.

(b) Viele der systematischen Probleme einer schwierigen Lebenslage und ihrer Erleidensgeschichte sind gerade den Betroffenen unbewußt, obwohl sie Tag für Tag von ihnen erfahren, erlebt und auf unbemerkte Weise symbolisch verarbeitet werden. Zum Beispiel bleiben die Probleme der Fremdheit des eigenen inneren „Identitätsterritoriums“ dem Aussiedler in der Phase des labilen Gleichgewichts seiner „Einwanderungs“-Verlaufskurve (Riemann/Schütze 1990) in der Regel (reflexiv) unbemerkt, obwohl diese Probleme seine Lebensführung entscheidend strukturieren. Und ebenso ist es mit den Problemen des Alkoholismus bei der extrem angestregten Überfokussierung auf Präsentations- und Organisationsprobleme bezüglich der Bewältigung des Alltags (z. B. das Verschleiern des Trinkens oder die Vertröstung von Gläubigern bei Schuldenzusammenballungen), wie sie der Alkoholiker in der Phase des labilen Gleichgewichts seiner Alkoholikerverlaufskurve erfährt. Ähnlich spürt der Betroffene einer „Degradationszeremonie“ (Herabsetzung; Garfinkel 1974; Schütze 1978), wie sie gerade auch im *Sozialbereich* im Zuge von Kontrollaktivitäten und „Zwangs-Beratungen“ immer wieder notorisch auftritt (wenn z. B. ein Nichtseßhafter ein Obdach für einige Nächte in einer Nichtseßhafteneinrichtung sucht), nur ein dumpfes Unterlegenheits- und Opfergefühl, ohne die verfahrens- oder gar handlungsstrategischen zwangskommunikativen Maßnahmen analytisch erfassen zu können.

Ethnographische Verfahren der Sozialforschung erzwingen die Erfassung der Weltsicht und Lebensperspektive der Problembetroffenen. Mit Hilfe *teilnehmender Beobachtung* (Spradley 1980) und *Interaktionsanalyse* (Kallmeyer/Schütze 1976) werden Handlungsschemata der Problembetroffenen aufgedeckt und festgehalten, in die an verschiedenen Stellen ihres Ablaufs (insbesondere in der Informationskomponente von Handlungsschemata) *Elemente ihrer Lebensperspektive und Weltsicht eingelassen* sind. Mit gesprächsanalytischen

Mitteln können *Systeme sozialer Kategorisierung* systematisch erfaßt werden, welche den alltäglichen Wissenshorizont von Menschen in gemeinsamen Lebensmilieus prägen, und es können herausgearbeitet werden die Stilistik ihrer Haltungen zu anderen, zur Gemeinschaft, zu Außengruppen und zur Welt sowie das Inventar der ihnen zur Verfügung stehenden Modalisierungsalternativen bezüglich der Gestaltung dieser Haltungen und der rhetorisch-argumentativen Mittel zu ihrer Legitimation und zur Krisenbearbeitung (Gumperz 1982; Kallmeyer/Keim 1986, 1988; Kallmeyer 1988; Hamel 1988). In narrativen Interviews rekonstruieren die Problembetroffenen die systematischen Prozeßelemente ihrer Leidensgeschichten, d.h. insbesondere Mechanismen von Verlaufskurven der biographischen und sozialen Unordnung und der erzwungenen Verstrickung in diese Verlaufskurven, die in entsprechenden Problemlagen in Gang gesetzt und in Bewegung gehalten werden (Riemann 1987; Riemann/Schütze 1990). Solche biographischen und kollektiven Verlaufskurven prägen Lebensweisen und geben der autobiographischen Verarbeitung der Problembetroffenen Bausteine der Weltsicht und Lebensperspektive vor (Schütze 1989, 1992). Die Grenzen des selbst- und fremdtheoretischen Erklärungspotentials für derartige Verlaufskurven – das sowohl bei den Problembetroffenen selber als auch bei den mit ihnen arbeitenden Professionellen, aber auch im wissenschaftlichen Diskurs (einer Forschungswerkstatt) über solche Verlaufskurven – können schließlich in Gruppendiskussionen ausgelotet werden, die Argumentations- und Beschreibungsschemata in Betrieb nehmen und halten (Mangold 1960; Bohnsack 1989). Zugleich wird durch die textuelle Analyse von Gruppendiskussionen der selbst-theoretische Orientierungshaushalt von Kollektiven (einschließlich der mit den Selbsttheorien verbundenen Erkenntnisbarrieren) deutlich.

All die genannten Forschungsverfahren haben die Tugend, die in der Öffentlichkeit, die in der Betrachtungsweise von Menschen in gesicherter materieller Existenz und teilweise auch die im professionellen Sozialwesen ausgeblendeten Erleidensprozesse von Problembetroffenen zu erfassen. Das kann mit ihrer Hilfe bis zu dem Punkt geschehen, daß auch *solche* Sphären sozialer Prozesse (z. B. des systematischen Mißverstehens und der Traumatisierung) aufgedeckt und untersucht werden können, die von den Problembetroffenen selbst

nicht konturiert gewußt werden, ob von ihnen selber ausgeblendet oder ihnen von den Mächtigen als Wissensbestände vorenthalten.

2. DAS QUASI-ETHNOGRAPHISCHE VERSTÄNDNIS VON „SOZIALER FALLARBEIT“ UND FALLANALYSE BEI MARY RICHMOND

Der Gedanke, daß die professionelle Fallarbeit im Sozialwesen und die diese fundierende wissenschaftliche Fallanalyse in ihrer Ausrichtung letztlich ethnographisch sind, ist sicherlich nicht originell; der Sache nach ist er bereits von der Begründerin der professionellen Sozialarbeit, nämlich von Mary Richmond, in deren Grundsatzschrift „What Is Social Case Work?“ (1922) vorgetragen worden, auch wenn Mary Richmond den Terminus „Ethnographie“ weder in diesem Werk noch in ihrem Hauptwerk „Social Diagnosis“ verwendet. Mary Richmond definiert „social case work“ („soziale Fallarbeit“) folgendermaßen:

„Soziale Fallarbeit besteht aus denjenigen Prozessen, welche die Persönlichkeit durch Anpassungen fördern und entwickeln – Anpassungen, die in der Kommunikation von Individuum zu Individuum zwischen Menschen und ihren sozialen Umgebungen hergestellt werden.“ (Richmond 1922, 98 f.)

„Soziale Umgebung“ meint für Richmond soziale und kulturelle Prozesse „bis zu den Horizonten des menschlichen Denkens“ und „bis zu den Grenzen der Fähigkeiten des Menschen, soziale Beziehungen aufrechtzuerhalten“ (ebd., 99).

Mary Richmond macht nun an den verschiedensten Stellen ihres Buches deutlich, daß Sozialarbeiterinnen sowohl die Einzelpersonlichkeiten in der Klientengruppe (z. B. in einer Familie), mit denen ein Arbeitskontrakt besteht, als auch deren sozialen Umgebungen in ihren wechselseitigen Einflüssen aufeinander *wissenschaftlich erkunden* müssen (ebd., 68–80, 87–125, 222–243, 255–260). Dazu gehört die Erfassung der Lebensgeschichte der einzelnen Klienten als Entfaltungsgeschichte ihrer Identität, und dazu gehört die Erfassung des unmittelbaren Lebensmilieus, des sozialen Netzwerks, der Verflechtungen mit Institutionen und der kulturellen Orientierungsrahmen, in denen sich die Klientengruppe und der einzelne Klient vorstellungsmäßig bewegen. Hierbei sei es erforderlich zu beachten, wie

sehr z. B. die Auskristallisierung des unmittelbaren Lebensmilieus einer jungen Klientin – z. B. eine desolate Familien-Lebenssituation – von der ganz persönlichen Lebensgeschichte der Eltern dieser Klientin (z. B. von der Behinderung eines kreativen Entfaltungsprozesses der Mutter in ihrer Jugend durch familiäre Ausbeutung in der Herkunftsfamilie) abhängig sei. Andererseits sei es genauso wichtig, die sozialen und kulturellen Bestimmungsmerkmale der sozialen Umgebung genau zu studieren, denn diese müsse ja oft genug umarrangiert werden, um kreative Veränderungsprozesse in der Lebens- und Identitätsgestaltung der Klienten einzuleiten, und das könne man nur dann, wenn man diese Bestimmungsmerkmale in ihrer sozialen Wechselwirkung und in ihren Einflüssen auf die Persönlichkeits- bzw. Identitätsentwicklung der Betroffenen empirisch untersuche.

Eine derartige *mehrschichtige und mehrperspektivische wissenschaftliche Untersuchung der Lebenssituation* der Klienten, d. h. ihrer Identitäts- bzw. Persönlichkeitsentfaltung sowie der Bestimmungsmerkmale und Kristallisationsprozesse ihrer sozialen Umgebung, müsse in der Fragestellung offen, in der empirischen Ausrichtung direkt auf die primären Erfahrungsbestände bezogen, für die angebotenen Symbolpräsentationen sensibel, die konkreten Schauplätze des Handelns und Erleidens mit eigenen Augen und Ohren erkennend, in der Erkenntnishaltung mehrperspektivisch, kulturanalytisch, biographisch einfühlsam und szenisch interpretativ sein. Gerade die diagnostische, analytische Komponente der sozialen Fallarbeit, wie sie von Mary Richmond unter Rückgriff auf solide professionelle Erfahrung und Reflexion in der Sozialarbeit (die eigene und die von Kolleginnen, die ihr Fallaufzeichnungen überließen) beschrieben worden ist, könne – so die Autorin – zur wissenschaftlichen Erforschung von Lebenssituationen einen wesentlichen Beitrag erbringen. Denn die Soziologen (und auch die Vertreter anderer Fachdisziplinen) hätten es bisher versäumt (ebd., 226–228) – Mary Richmond schreibt das zu Beginn der zwanziger Jahre, und sie nimmt hier den großen Mentor der soziologisch-ethnographischen Feldforschung der Chicago-Soziologie, Robert Park, zum Kronzeugen –, in die familialen Lebenssituationen direkt hineinzugehen und diese systematisch zu beschreiben. Gerade Sozialarbeiterinnen – so Mary Richmond – würden eine besondere Sensibilität für die *Schlüsselsymbole von Lebenssituationen* entwickeln (ebd., 107):

Im von Mary Richmond exemplarisch geschilderten Falle der Witwe Mrs. Winifred Jones z. B., Mutter von fünf Kindern, die stets antriebslos zuhause herumsaß, wann immer ein besonderes Engagement für die Kinder, die Familie und den Haushalt eigentlich erforderlich gewesen wäre, war es die Schlüsselsymbolik der lethargisch gefalteten Hände (ebd., 71, 104). Psychiater hatten Frau Jones Schwachsinn bescheinigt (ebd., 72); die in der Beobachtung der Entfaltungsdynamiken von Fallproblemen geübte (und von Mary Richmond offensichtlich sehr geschätzte) Sozialarbeiterin erfaßte aber an Frau Jones' symbolischer Präsentation von Lethargie die Möglichkeit, daß dieser durch widrige soziale Lebensumstände im Verlaufe ihrer Lebensgeschichte „der Schneid abgekauft worden ist“ (ebd., 80). Diese Vermutung bestätigt sich dann durch das Interviewen von Mitgliedern der Ursprungsfamilie von Frau Jones. Es stellt sich in den Interviewgesprächen heraus, daß Frau Jones eine besonders gute Schülerin gewesen war, aber in der Position als ältere Tochter in der Funktion einer kostenlos mithelfenden Familienangehörigen ausgebeutet wurde und sich deshalb in die Ehe mit einem Mann geflüchtet hatte, der dann zum Säufer und Frauenhelden wurde und seine immer größer werdende Familie mehr und mehr finanziell vernachlässigte (ebd., 69, 76).

Im Zuge der ausführlichen Präsentation solcher Fallstudien wie der von Mrs. Winifred Jones und ihrer Familie berichtet Mary Richmond zunächst, wie von ihr ausgewählte, in ihrer professionellen Fallarbeit ihrer Meinung nach vorbildliche Sozialarbeiterinnen Schlüsselsymbole von Lebenssituationen szenisch-interaktiv bei Hausbesuchen oder bei anderen Begegnungen von Angesicht zu Angesicht (z. B. im Büro der Hilfeorganisation) als Hinweise auf tieferliegende biographisch-soziale Prozesse und deren Bedeutungsrelevanz für das Leben der Betroffenen analytisch erfassen. Sie schildert sodann, wie diese Schlüsselsymbole durch *empirische Ermittlungsarbeiten aller Art* (informelles Interviewen an Ort und Stelle; Aktenanalyse; Analyse persönlicher Dokumente; autobiographische Gespräche; biographische Nachforschungen bei jetzigen und früheren Interaktionspartnern der Betroffenen über diese; Experteninterviews mit Professionellen, die den Fall früher bearbeitet haben; Besuchen und In-Augenschein-Nehmen der Schauplätze der Problementfaltung nebst der Beobachtung von Routineabläufen in der Lebenssituation; Beobachtung der materiellen Niederschläge der Lebenssituation der Betroffenen und der Problementfaltung an den Schauplätzen des Agierens und Erleidens dieser usw.) syste-

matisch kontextualisiert und in ihren Hintergründen durchleuchtet werden. Sie zeigt weiterhin, wie die von ihr gewürdigten Sozialarbeiterinnen im Wechselspiel von empirischen Einsichten und theoretischen Überlegungen die Prozeßmechanismen und Dynamiken der Entfaltungen von Lebenssituationen und Identitätsstrukturen samt der jeweiligen Problemkonstellation fallanalytisch herausarbeiten.

Die Orientierung an den sich entfaltenden Fallstrukturen der Klienten und ihrer Lebenszusammenhänge mit dem analytischen Zentrum der fallhistorisch sich ändernden Wechselbeziehung zwischen individueller Selbstidentität und sozialer Umgebung ist nach Mary Richmond die Grundlage für die besondere Sensibilität der von ihr sehr geschätzten Sozialarbeiterinnen. Die Sensibilität zeigt sich in der *Empfänglichkeit für die symbolischen Kundgaben der Klienten*, in der sorgfältigen *Beachtung und Erkennung der sozialen Kontexte* und in der *Umsicht der systematischen prozeßanalytischen Interpretationen*, mit der jene Sozialarbeiterinnen ausschließlich die *Entfaltungsdynamiken der Problemkonstellationen erklären und gezielt Bearbeitungspotentiale für die professionelle Sozialarbeit* unter dem zentralen Gesichtspunkt der *Reaktivierung der biographischen und sozialen Selbsthilfkräfte der Betroffenen* aufzeigen.

Mary Richmond demonstriert schließlich, wie die sorgfältigen Protokolle, Dokumentationen, Untersuchungs- und Arbeitsberichte der von ihr gewürdigten vorbildlichen Sozialarbeiterinnen von ihr als sozialwissenschaftliche Teiluntersuchungen benutzt werden können (ebd., 225, 227), um aus ihnen in einer *vergleichenden Sekundäranalyse Grundlagen der spezifischen professionellen Arbeitsweise in der Sozialen Arbeit* zu abstrahieren. (Und sie weist natürlich auch darauf hin, daß diese empirischen und analytischen Berichte jener von ihr zitierten Sozialarbeiterinnen unter systematischen methodischen und theoretischen Gesichtspunkten der Fallanalyse noch verbessert werden können.) Mary Richmond betont, daß die fallanalytische Sozialforschung für die Profession der Sozialarbeit unverzichtbar sei, daß sie tagtäglich betrieben und sorgfältig schriftlich dokumentiert werden müsse und daß sie von den Sozialarbeiterinnen als Kernstück ihres Handelns auch ernst genommen werden sollte. Genau diese fallanalytische Sozialforschung sei die Basis einer spezifisch *sozialarbeiterischen Sachverständigkeit*, die von den Vertretern der ande-

ren, der älteren Professionen für letztere nicht beansprucht werden könne (ebd., 256 f., 259).

Es dürfte nunmehr deutlich sein, daß Mary Richmond – obwohl sie den Terminus „Ethnographie“ in ihren Schriften nicht benutzt – exakt eine *ethnographische Perspektive* für die professionelle Soziale Arbeit fordert. Die von Mary Richmond beschriebene *Erfassung von Schlüsselsymbolen oder Kontextualisierungsmarkierungen* (Gumperz 1982, 130–152; Kallmeyer/Keim 1986) und die systematische empirische Erkundung der diesen zugrundeliegenden *soziobiographischen und soziokulturellen Muster* auf der Basis der Sammlung und Analyse von Primärmaterialien, d. h. der bedeutungskontrastiven und/oder prozeßanalytischen strukturellen Beschreibung letzterer ist das Kernstück von Ethnographie. In der Soziologie als der für Mary Richmond wichtigsten Bezugswissenschaft für die Sozialarbeit wurde gerade erst in den zwanziger Jahren die ethnographische Vorgehensweise der Sozialforschung entwickelt.

Besonders hervorgerufen haben sich hierbei Robert Park und seine Schüler am Sociology Department der University of Chicago: schöne Beispiele hierfür sind „The Negro in Chicago“ von Charles S. Johnson (1922), „The Hobo“ von Nels Anderson (1923), „The Gang“ von Frederick M. Thrasher (1927), „Suicide“ von Ruth Shonle Cavan (1928), „The Goldcoast and the Slum“ von Harvey Zorbaugh (1929) oder „The Taxi-Dance Hall“ von Paul G. Cressey (1932) – alle in den zwanziger bzw. frühen dreißiger Jahren erstmals veröffentlicht.

Und daß etwa auch die Fachdisziplin der Ethnologie bzw. der Sozialanthropologie der Sozialarbeit etwas zu sagen haben könnte, das vermochte Mary Richmond zur Zeit der Abfassung ihres Buches noch nicht zu wissen; eine „urban anthropology“ oder „urban ethnography“ als Sparte der Anthropologie entwickelte sich erst seit den sechziger Jahren, und die extrem wichtigen wissenschaftlichen Wechselwirkungen zwischen Soziologie und Ethnographie (etwa in der Zusammenarbeit zwischen dem Soziologen Emile Durkheim und dem Ethnologen Marcel Mauss in Frankreich oder zwischen dem Soziologen Robert Park und dem Sozialanthropologen Robert Redfield in Chicago) begannen erst etwas später für die sozialwissenschaftliche Öffentlichkeit der USA manifest zu werden. Faktisch ist aber das, was Mary Richmond ihren Lesern anempfiehlt, eine *ethno-*

graphische Grundhaltung der unvoreingenommenen Fallbetrachtung, der Beobachtung an Feldschauplätzen, der szenisch-kommunikativen Begegnung mit den Akteuren im Erkundungsfeld, des Zugehens auf die existenzweltlichen Phänomene und der Sammlung ihres Niederschlags im Primärmaterial, der Sensibilität für das Symbolische, der kontextuellen Interpretation sowie der Orientierung an den Mechanismen der Prozeßentfaltung für die strukturelle Beschreibung von Fällen, ihrer Problemkontexte und ihrer Geschichte.

Das bedeutet nicht, daß Mary Richmond einer spezifisch *ethnographischen Untersuchungstechnik* (etwa in der teilnehmenden Beobachtung oder der Komponentenanalyse von „Volkswissenssystemen“ – siehe etwa Frake 1973) das Wort geredet hätte. Die ethnographische Betrachtungsweise ist im skizzierten Sinne eine sehr viel *grundlegendere Erkenntnishaltung des „empathischen Fremdverstehens“*, wie wir heute sagen. Diese grundlegende Erkenntnishaltung rangiert erkenntnislogisch – gewissermaßen als epistemische Metaperspektive – *vor jeder spezifischen Wahl von Methodentechniken*. Sie schließt freilich alle nicht mit offenem Fragehorizont und nicht mit Primärmaterialien arbeitenden Forschungsmethoden (nomologischer, hypothesentestender Art) von vornherein aus ihrem Geltungsbereich aus.

In den folgenden Ausführungen wird *der Begriff „Ethnographie“* stets in diesem weiten Sinne einer (grundlegenden) frageoffenen, szenisch-interaktiven, Primärmaterial-bezogenen, Symbolisierungsinterpretativen, empathisch fremdverstehenden Erkenntnishaltung verstanden. In diesem Sinne gehören auch *biographieanalytische Forschungsverfahren* zur ethnographischen Forschungsperspektive – eine Zurechnung, die in der klassischen Ethnologie bzw. Sozialanthropologie möglicherweise nicht überall akzeptiert werden wird. Notwendig ist freilich auch für biographieanalytische Verfahren die Rückbindung an die Kommunikationsszene und aktuelle Lebenssituation, innerhalb derer die autobiographische Texterzeugung stattfindet. Mary Richmond hat bereits zu Beginn der zwanziger Jahre aufgezeigt, warum der Einbezug biographieanalytischer Verfahren in die ethnographische Betrachtungsweise der Sozialarbeit notwendig sei: weil die Fallentfaltungen immer in der Wechselwirkung zwischen Identitätsdynamiken – ob individuellen oder kollektiven wie denen der Familie – und den Veränderungen der sozialen Umwelten geschähen (ebd., 98, 260).

Nicht in allen ethnographischen Methodenbüchern wird freilich die *analytische Fallorientierung* betont. Mary Richmond hält sie für die Erkenntnisprozesse der Sozialarbeit für konstitutiv, weil Sozialarbeiterinnen es stets professionell mit singulären (individuellen oder kollektiven) Problemfaltungen zu tun haben und weil alle Tatbestände im Feld der Problemfaltung und der Entfaltung bzw. Retardierung der durch sie betroffenen Identitätsstrukturen letztlich ihre Bedeutsamkeit mit Bezug auf das gelebte Leben und seine Fallstrukturierungen haben. Ich gehe freilich davon aus, daß der letztere Gesichtspunkt auch für alle anderen ethnographisch orientierten Sozialwissenschaften gilt: daß jede ethnographische Sozialwissenschaft letztlich stets auf Entwicklungsprozesse, Problemfaltungen, institutionelle Ablaufmuster und Handlungszusammenhänge mit Fallstruktur bezogen ist und daß deshalb auch auf Sozialstrukturen und kollektive Kulturmuster ausgerichtete Untersuchungen der Sozialanthropologie bzw. Ethnologie und der qualitativen Sozialforschung in letzter Instanz, wenn auch mitunter auf versteckte Weise, fallanalytisch sind. Dies ist aber eine expistemologische Erwägung, die im vorliegenden Kontext nicht weiter verfolgt werden kann. Für den Beitrag der ethnographischen Erkenntnishaltung zur Praxis und zu den Forschungsaktivitäten der Sozialen Arbeit gilt auf jeden Fall, daß er grundlegend fallanalytischer Natur zu sein hat, weil das Erkenntnisgerüst der Sozialen Arbeit fallanalytisch ist (Schütze 1993).

Als Mary Richmond ihre Grundsatzschrift „What Is Social Case Work?“ veröffentlichte (1922), bestand kurze Zeit die Chance zu einer sehr *engen Zusammenarbeit zwischen Sozialarbeit und Soziologie* hinsichtlich der Weiterentwicklung ethnographisch-fallanalytischer Untersuchungsverfahren. Diese Zusammenarbeit ist leider bis in die siebziger Jahre nie intensiv in Gang gekommen. Die Gründe hierfür sind vielfältiger Natur. Hervorgehoben werden kann hier gegenwärtig nur der doppelte Umstand, daß sich die Sozialarbeit schon in den zwanziger Jahren von Mary Richmonds soziologischer Orientierung zugunsten einer psychologischen (insbesondere psychoanalytischen) und psychotherapeutischen Orientierung abzuwenden begann und daß die Soziologie seit den dreißiger Jahren – fasziniert durch die Erhebung und statistische Analyse von Massen-Einstellungsdaten – weitgehend das Interesse an ethnographischen Untersuchungsverfahren verlor (sieht man einmal von einigen klassischen Ausnahmen in der

Gemeinde- und Industriesoziologie ab – siehe etwa Vidich/Bensman 1958; Popitz/Barth/Jüres/Kesting 1957).

Es ist an der Zeit, das seit den Anfängen der zwanziger Jahre als Angebot bereitliegende Potential zur Zusammenarbeit von Sozialer Arbeit und Soziologie bezüglich der Entwicklung einer fallanalytisch-ethnographischen Epistemologie und Methodenlehre für die wissenschaftliche Analyse sozialer Prozesse und Fallentfaltungen und der professionellen Arbeit an ihnen zu nutzen. Die heutigen Bedingungen hierfür sind sehr viel besser als zu Mary Richmonds Zeiten: Zum einen sind heutzutage von soziologischer und ethnologischer Seite systematisierte qualitativ-sozialwissenschaftliche *Forschungsverfahren* (und insbesondere auch ethnographische im engeren Sinne) allgemein verfügbar (siehe etwa Bohnsack 1991; Flick u.a. 1991; Spradley 1979 und 1980; Agar 1980). Zum anderen kann sich die Soziale Arbeit angesichts so vieler *kulturell Fremder*, von denen keineswegs zu erwarten ist, daß sich ihre kulturellen Merkmale unter dem Assimilationsdruck der aufnehmenden Gesellschaften verlieren, in ihren Handlungsfeldern nicht mehr der Relevanz ethnographischer und qualitativ-sozialwissenschaftlicher Betrachtungsweisen verschließen.

Aber auch unabhängig von der zunehmenden Konfrontation mit dem kulturell Fremden ist in der Sozialen Arbeit, wie schon eingangs mit Hinblick auf einen *zunehmenden Selbstreflexions- und Verwissenschaftlichungsdruck* angedeutet, das Interesse für die wissenschaftlichen Grundlagen des eigenen professionellen Handelns und seiner methodischen Grundlagen enorm gestiegen. Wenn in diesem Sinne der methodische und epistemische Status der Sozialen Arbeit untersucht wird, dann stellt man freilich fest – wie schon Mary Richmond dargelegt hat –, daß das sozialarbeiterische Berufshandeln und die in dieses Handeln eingelassene Erkundungs- und Analysetätigkeit immer schon quasi-ethnographische Haltungs- und Orientierungselemente beinhaltet. Aus diesen in der Praxis der Sozialen Arbeit bereits vorhandenen Ansätzen können Soziologie und Ethnologie für die Weiterentwicklung der ethnographischen Haltung und Betrachtungsweise in den Sozialwissenschaften vieles lernen. Umgekehrt wird die naturwüchsige quasi-ethnographische Praxis im Sozialwesen sehr viel sensibler, fehlerbewußter, analyse- und handlungsmächtiger, wenn sie mit systematischen, in Lehre und Forschung vermittelten ethno-

graphischen Betrachtungsweisen und Untersuchungsverfahren durch-
setzt und angereichert wird.

3. EINE ETHNOGRAPHISCHE VORGEHENSWEISE: DIE INTERAKTIONSANALYTISCHE UNTERSUCHUNG VON SYMBOLISCHEN VERDICHTUNGEN IN DER SOZIALEN ARBEIT

Die ethnographische Untersuchungshaltung ist, wie schon an den quasi-ethnographischen Fallanalysen von Mary Richmond deutlich wurde, besonders sensibel für fremdartige Symbolisierungsprozesse. Oftmals sind diese *Symbolisierungsprozesse hochgradig verdichtet*. Dann transzendieren sie die alltäglichen Handlungsabläufe in höhersymbolischen Stilisierungen, Metaphorisierungen oder gar Ritualisierungen. Die symbolischen Prozesse, mit denen sich die Soziale Arbeit beschäftigt, sind sehr häufig von dieser Natur. Dies ist strukturell begründet in der oft enormen kulturellen Differenz zwischen Sozialarbeiterin und Klientin, in der fremdmachenden Wirkung von langandauernden intensiven Erleidensprozessen, in den besonderen sozialweltlichen Symbolisierungen von Klienten-Subkulturen (z. B. Jugendlichen-Gangs), in den besonderen sozialweltlichen Symbolisierungen der professionellen Sozialwelten von Sozialarbeit, Sozialtherapie, Sozialpädagogik und/oder auch in den transponierenden, kontextualisierenden Sinnbezügen der komplexen professionellen Arbeitsbögen des Sozialwesens, innerhalb derer viele Kundgaben der Klienten eine besondere nicht-buchstäbliche Deutung erfahren. Man kann deshalb sagen, daß die Kommunikations- und Symbolisierungsprozesse im Sozialwesen besonders voraussetzungsreich und störanfällig sind und deshalb auch von tiefgehenden wechselseitigen Mißverständnissen und ihrer krisenhaften Aufschaukelung bedroht werden. Ethnographie ist in der Lage, die besonderen Bedeutungsverdichtungen und kommunikativen Störpotentiale in der Interaktion zwischen Professionellen und Klienten herauszuarbeiten. Hierbei ist – wie wir noch weiter unten (S. 254 f.) sehen werden – die pragmatische Brechung der Kommunikationsprozesse, d. h. ihr systematischer Bezug auf Tätigkeiten und soziale Abläufe im Rahmen von Situationsdefinitionen, Verlaufskurven, Arbeitsbögen, Handlungsschemata und sozialen Welten von besonderer Bedeutung.

Die *Sensibilität der Ethnographie* für die Untersuchung *hochsymbolischer und fremdartiger Erscheinungen* soll nunmehr am Beispiel des ethnographischen Erhebungs- und Untersuchungsverfahrens der Interaktionsanalyse plausibilisiert werden. Die Interaktionsanalyse bzw. „Mikroethnographie“ (Kallmeyer 1988, 1104 f.) von aktuellen Kommunikationsvorgängen („Aktualtexten“) – wie in dem hier beschriebenen Beispielfalle aus einem Altenberatungs-Gespräch, an dem die einundachtzigjährige Klientin Frau Enkel, die jüngere Sozialarbeiterin Frau König und auch eine etwa gleichaltrige Nachbarin der Frau Enkel teilnehmen – wendet die Untersuchungsschritte der strukturellen Beschreibung, der Erarbeitung der Gesamtformung von Interaktionsaktivitäten im Gesprächsverlauf und der Abstraktion von fallspezifischen und fallallgemeinen Merkmalen an, wie das auch andere textanalytische Verfahren, z. B. das der *biographierekonstruktiven Erzählanalyse*, tun (siehe Schütze 1984a).

Wie bei der biographierekonstruktiven Erzählanalyse auch wird zunächst empirisch-analytisch von den kommunikativen *Aufzeigekaktivitäten der Akteure* im Interaktionsprozeß ausgegangen:

(a) Die Akteure machen sich selber wechselseitig darauf aufmerksam, wann etwas anfängt und wann etwas aufhört und wann etwas Neues anfängt; wann etwas durch etwas anderes unterbrochen wird und wann das Unterbrochene fortgesetzt wird; was der Charakter und die Gegenstände der Interaktion sind; wie diese interpretiert werden sollen usw. (siehe Kallmeyer/Schütze 1976). Der Interaktionsanalytiker kann dann in einer genauen sequenzanalytischen strukturellen Beschreibung des Transkriptionsmaterials diese Aufzeigekaktivitäten der Akteure als vergleichsweise systematische und verlässliche Hinweise darauf verwenden, welche *sozialen Prozesse in der Interaktionssituation* ablaufen bzw. bearbeitet oder doch zumindest tangentiell in den Blick genommen werden. Hierbei müssen die Aufzeigekmarkierer im Vollzugszusammenhang der Aktivitäten jener sozialen Prozesse betrachtet und interpretiert werden (Bergmann 1981; Kallmeyer 1988). Als Prozeßindikatoren sind die Aufzeigekmarkierer insoweit verlässlich, als sie den Akteuren großenteils gerade *nicht reflexiv bewußt* werden, sondern halbbewußt-routinemäßig ablaufen, also dann auch nicht von den Akteuren kalkuliert manipuliert (d. h. „zur Vortäuschung falscher Tatsachen“) eingesetzt werden

können. Es ist andererseits angesichts des stets neu entstehenden, nicht minutiös kalkulierbaren, improvisierten Charakters der meisten Interaktionsabläufe und -beiträge und der Vagheit und Indirektheit vieler Aufzeigemarkierer selbstverständlich, daß mit der fortlaufenden Deutung der letzteren viele interpretative Vagheiten und Doppeldeutigkeiten verbunden sind, und damit natürlich auch Potentiale für Mißverständnisse in der Interaktion und Fehler in der wissenschaftlichen Analyse. Für die wissenschaftliche Analyse ist grundsätzlich zu sagen, daß die Aufzeigeaktivitäten stets in ihrer Multibedeutsamkeit gesehen werden müssen, daß sie oft sehr unscheinbar sind und leicht übersehen werden und daß, wenn sie explizit und reflexiv werden, Vorsicht hinsichtlich einer möglicherweise geplanten Inszenierung und kalkulierten Funktionalität im Rahmen strategischen Handelns (Goffman 1970; Schütze 1978) der einen oder der anderen Interaktionspartei (oder beider) angebracht ist. Die Aufzeigeaktivitäten müssen deshalb stets im Rahmen derjenigen Interaktionsprozesse untersucht und gesehen werden, innerhalb derer sie in Erscheinung treten: d. h. der Kontext der interaktiven Handlungsabläufe gehört zur Konstitution der Bedeutungen der Aufzeigeaktivitäten und ihrer Interpretation systematisch dazu. Die Aufzeigeaktivitäten strikt *in den Kontexten derjenigen* sozialen Prozesse zu sehen, innerhalb derer sie auftreten und ihre je spezifische Konstitutionsfunktion haben, ist – das kann hier schon einmal vorausgedeutet werden – das forschungslogische Prinzip der pragmatischen Brechung bei der systematischen wissenschaftlichen Interpretation von symbolischen Kundgaben sowie der Produktion und Übernahme von selbsttheoretischen Wissensbeständen der Akteure.

(b) Die Aufzeigeaktivitäten der Akteure beziehen sich im Kern darauf, was letztere miteinander in der nunmehr anstehenden oder bereits ablaufenden Interaktion zu tun gedenken bzw. wie sie das auffassen wollen, was der jeweils andere bereits vollzogen hat. Dieses „etwas miteinander Tun“ ist normalerweise ein *wechselseitig ausgehandeltes Handlungsschema*, das Momente der Existenzwelt in einer gemeinsamen Anstrengung verändert (Kallmeyer/Schütze 1976; Kallmeyer 1985). Aus mannigfaltigen interaktionsanalytischen Studien wissen wir, daß kommunikative Handlungsschemata sprachlich folgendermaßen repräsentiert werden: sie werden aus dem vorhergehenden Aktivitätsstrom herausgelöst, sie werden angekündigt, sie werden aus-

gehandelt bzw. ratifiziert, sie werden im Schema-Kern durchgeführt (z. B. wird die Beratung dann tatsächlich vollzogen) und sie werden im Ergebnis gesichert.

(c) Das „etwas miteinander Tun“ findet stets im Rahmen komplexer, oft symbolisch-mehrschichtiger, sich erst allmählich entfaltender *Situationsdefinitionen* statt (Schütze 1987d). In der interaktionistischen Soziologie (siehe etwa Schütze 1987b) wird immer wieder in Anlehnung an die Interaktions- und Identitätstheorie von George Herbert Mead betont, daß die Situation, welche die Interaktionspartner herstellen, etwas neu Entstehendes ist, welches die Interaktionspartner einerseits als ihre Hervorbringung leisten müssen, welches sie andererseits aber auch erst noch entdecken müssen, ja welches sie z. T. sogar als Neuartiges überrascht. Aus der Sicht dieser Soziologen ist es also völlig falsch, wenn „Situation“ mit der Gesprächsszene bzw. der Interaktionssitzung in ihrer Gesamtheit als physikalisches und soziales Aktivitätsbündel gleichgesetzt wird oder wenn „Situation“ als festgelegtes Skript oder vorab festgelegte Regieanweisung verstanden wird. „*Situation*“ entsteht an jedem Interaktionsschauplatz zu jedem Interaktionsanlaß neu, und auch innerhalb eines aktuellen Gesamt-Interaktionsgeschehens kann sich die Situation dramatisch ändern. Situation ist eine relationale Erscheinung des Bezugs der Interaktionspartner auf die Konstellation der bevorstehenden, sich allmählich entfaltenden Ereignisabfolge und ihres Aktivitätsrahmens, im Hinblick auf die die Akteure dem gegenwärtigen Geschehens- bzw. Interaktionsablauf Sinn verleihen. Die Akteure stellen sich die Aufgabe, die aktuelle Ereignisgestalt, die zu Beginn des szenischen Interaktionsablaufs noch im Entstehen begriffen ist, nach und nach thematisch einzugrenzen. Hierbei kann es zur wechselseitigen Bestimmung und Ratifizierung eines auskristallisierten Handlungsschemas kommen, dies muß aber keineswegs geschehen. Was jedoch unbedingt erforderlich ist, ist die *Bestimmung eines gemeinsamen Orientierungs- und Interaktionsrahmens*, der sich in der Aushandlung einer tentativen Situationsdefinition niederschlägt. Auf dieser Grundlage beginnen die Interaktionspartner einen fortlaufenden Prozeß der Suche nach dem zugrundeliegenden Muster der Ereignisgestalt. Dies geschieht nach und nach im Wege der Verwendung von Schlüsselsymbolen und Kontextualisierungsmarkierern – und natürlich auch des rezeptiven Bezuges auf sie – sowie mit-

tels der (selbst vollzogenen bzw. fremd-wahrgenommenen) betonten Anwendung bzw. Verletzung von Sequenz- und Konkurrenzregeln, wie sie von Linguisten und von konversationsanalytisch arbeitenden Sozialwissenschaftlern in den letzten Jahren systematisch analytisch beschrieben worden sind (Ervin-Tripp 1972; Schegloff/Sacks 1973; Kallmeyer 1979; Schütze 1980). Der so skizzierte Situationsbezug der Interaktionspartner mag u. U. von einer enormen Komplexität sein. Denn der Orientierungs- und Aktivitätsrahmen kann eine ereignisreiche Interaktionsgeschichte und eine biographische Tiefe, die für das aktuelle Interaktionsgeschehen relevant ist (z. B. indem in einer Altenberatung eine bestimmte Generationen- und Geschlechterschematisierung aufscheint), mehr oder weniger deutlich bzw. undeutlich mittransportieren.

Die Vagheit und Komplexität einer emergenten, d. h. erst entstehenden, sich erst nach und nach entfaltenden Interaktionssituation ist vielleicht besonders ausgeprägt in der Sozialen Arbeit jüngerer Sozialarbeiterinnen mit alten Menschen. Hier ist zunächst für die beteiligten Akteure (aber auch für den analysierenden Forscher) teilweise unklar, was an biographischen Relevanzen mittransportiert wird, weil die biographischen Erfahrungen aus völlig unterschiedlichen historischen Lebenswelten stammen. Auch kann davon ausgegangen werden, daß genau dies in der bisherigen Interaktionsgeschichte bereits zu wechselseitigen Mißverständnissen und Ausblendungen geführt hat.

Der situationsbezogen-praktischen Handlungsperspektive der Akteure entsprechend, die im Hier und Jetzt ihrer praktischen Handlungsbelange stehen und die die sich entfaltende Situationskonstellation erst noch für sich ausmachen, sich erst noch wechselseitig aufzeigen, erst noch untereinander aushandeln und erst noch gemeinsam definieren müssen, muß man nun in einer interaktionsanalytischen Untersuchung ganz konkret empirisch-fallbezogen für den anstehenden kommunikativen Interaktionsablauf verfolgen, was bezüglich des gemeinsam zu Definierenden und zu Tuenden im Situationsbezug der Akteure mehr oder weniger unmerklich mittransportiert wird, ohne daß es im aktuellen Interaktionsgeschehen sogleich wirklich transparent würde. Hierfür ist das bereits angekündigte *Beispiel* aus der Transkription eines Beratungsgesprächs zwischen der jüngeren Sozialarbeiterin Frau König und der einundachtzigjährigen Klientin

Frau Enkel instruktiv, die von der Sozialarbeiterin Frau König seit nunmehr drei Jahren im Rahmen eines Praxisforschungsprojekts zur zugehenden Altenarbeit regelmäßig besucht wird.³

Das zu erörternde Zitat stammt aus dem hinteren Teil des Beratungsgesprächs. Die Sozialarbeiterin Frau König („B“) hatte zu Beginn der Sitzung – wie schon telefonisch angekündigt – von Frau Enkel („R“) zwei schriftliche Bescheide der Sozialverwaltung ausgehändigt bekommen. Das erste Schreiben – die Ablehnung von Sozialhilfezahlungen zur Finanzierung einer stundenweisen Pflege- und Haushaltshilfe – und die damit verbundenen Anschlußprobleme waren im Beratungsprozeß inzwischen abgearbeitet. In der Zwischenzeit ist die Nachbarin Frau Baier („Z“) zu Besuch gekommen, und zunächst hat man zu dritt über das Nichtfunktionieren der Heizung und über Ereignisse in der Nachbarschaft gesprochen. Sodann hat die Sozialarbeiterin Frau König das zweite Schreiben der Sozialbehörde vom Wohnzimmerisch genommen, während Frau Enkel und Frau Baier noch den Smalltalk über die Nachbarschaft fortgesetzt haben: „... dann müßte ich das schon noch mal lesen ... kurz ... Frau Enkel: das, was wir hier haben ...“ (S. 22, Z. 17, 18)⁴. Die Sozialarbeiterin hat dann das Schreiben überflogen und gefragt: „((kramt in Papieren, leise)) Sind nur zwei, mh? (+)“ (S. 22, Z. 48). Nachdem Frau König das Schreiben endgültig gelesen hat, entwickelt sich – da setzt der im folgenden zitierte Transkriptionsausschnitt ein – eine fokussierte Beratungskommunikation über den Kürzungsbescheid der Sozialbehörde bezüglich der Mietbeihilfe für Frau Enkel; die Sozialarbeiterin Frau König soll einschätzen, ob die Behördenentscheidung in Ordnung ist und ob es Möglichkeiten der Abwehr gegen sie gibt (S. 23, Z. 2–33). Im Zuge des Ausdrucks ihrer Enttäuschung über den Kürzungsbescheid provoziert die Klientin Frau Enkel schließlich eine weitere Beratungskommunikation, indem sie ankündigt, sie wolle – entsprechend ihrer Entmutigung durch das Unverständnis der Sozialleistungsbehörde – dann auch auf den nunmehr anstehenden Jahresantrag auf eine Heizkostenbeihilfe verzichten. Dem stimmt die Sozialarbeiterin Frau König nicht zu, und es entwickelt

³ Das hier und im folgenden zitierte Datenmaterial stammt aus dem qualitativen Teilprojekt des insgesamt von Fred Karl (Gesamthochschule Kassel, FB Sozialwesen) geleiteten Modellprojekts „Zugehende stadtteilorientierte Beratung älterer und alter Menschen in der Kasseler Nordstadt“. MitarbeiterInnen des qualitativen Teilprojekts (Leitung: Fritz Schütze) waren Bärbel Lutze, Thomas Reim, Peter Straus, Gundula von Ramdohr und Heidi Föller.

⁴ Die Seitenverweise beziehen sich auf die Originaltranskription. Erklärung der Transkriptionszeichen siehe Fußnote 5.

Der Transkriptionsausschnitt⁵ Beratungsgespräch 1 mit Frau Enkel (S. 23, Z. 2–Z. 58) lautet:

⁵ Für den nun folgenden und spätere Transkriptionsausschnitte gelten folgende Zeichen:

Z: dritte Person, Nachbarin

nungsgrundlage rein (+) ... und /eh eh/ – dann ziehen die Ihnen das natürlich

Z: tja

B: gleich ab ne – echenken tun die einem ja sowieso nix ... na ja das müssen Se hin-

R: mhm

Z: nee

B: nehmen Frau Enkel.

R: & Na ja (-) sicher.

Z: ja

B: ((ernst)) Das müssen Se hinnehmen – da könn wa nix machen. (+) ... ((ärgert)) Ach die schreiben immer so umständlich ((leiser

R: mhm

B: werdend)) das gibt's überhaupt garnit, diese / ((klopft mit den Papieren auf den Tisch)) ... Bescheide (+)

R: ... Ich glaube Heizungsgeld bruch ich au' keinen (-) Antrag zu machen.

B: ... ((3 Sek.)) ... Wieso?

R: ((resignierend)) Hab ich voriges Jahr au' nix gekricht (+)

B: Ham Sie nich 28.– Mark gekricht oder so?

R: ... Ja 'ne Kleinigkeit war's – ja

B: ich glaube 28.– Mark ... ((leiser)) na ja haben oder nit haben / (+)

R: mhm

B: Machen Se ma' ruhig und wenn's zwanzich wird – beim nächsten Mal sind's dann vielleicht /mhm/ sind's dann vielleicht mehr oder so.

R: ... ((leise)) Ja (+) – jetzt im September muß der Antrag gestellt werden

B: mhm

Z: & Dann müßtes ja balde machen ne

B: & Bis Oktober ((leiser)) Bis Oktober muß eingereicht sein (+)

R: ... wie machen Se das im Moment den Antrag stellen?

R: Ich geh ins Bürgerhaus – mit'n

B: mhm

R: Papieren was ich zu nötig hab und die füllen das aus.

B: mhm & Und was is das für 'ne Stelle am / im Bürgerhaus?

R: ((etwas unsicher)) Ja au' so 'ne Sozialstelle (+)

B: & Ja? ... ist das vom

R: mhm

B: Soz / hier vom / eh eh eh/

Kommunikative Handlungsschemata wie die beiden des vorliegenden Transkriptionsausschnitts – das der beratenden Einschätzung eines partiell ablehnenden Behördenentscheides bezüglich der Mietbeihilfe für Frau Enkel und das der Beratung des Für und Wider sowie der adäquaten Vorbereitung des Antrags auf eine Heizkostenbeihilfe – kommen in der pro-

fessionellen Altenberatung der Sozialen Arbeit immer wieder vor. Sowohl Expertenhandlungsschemata zur beratenden Beurteilung und Einschätzung von amtlichen Bescheiden als auch Handlungsschemata der vorbereitenden, komplexen Beratung des Für und Wider, der Voraussetzungen sowie der Art und Weise der Stellung eines Antrages an die Sozialverwaltung spannen häufig umfassende Arbeitsbögen auf, die auch Aktivitäten außerhalb des Beratungsgeschehens miteinbeziehen; z. T. werden die letztgenannten Abschnitte der Arbeitsbögen (wie die konkrete Antragstellung) auch in aktuellen Beratungsgesprächen situativ-kommunikativ enacted, d. h. im Zuge aktueller kommunikativer Handlungsschemata in Angriff genommen und weitergetrieben.

Ich möchte das analytische Augenmerk hier nur auf *drei Umstände des vom Transkriptionsausschnitt erfaßten Interaktionsgeschehens* richten:

(a) Im *ersten Handlungsschema* geht es um die Reduktion der Mietbeihilfe um 5 DM pro Monat. Das läuft zu der – aus der Sicht des Betrachters – geringen Summe von 60 DM im Jahr auf. Die Klientin, Frau Enkel, hat schon öfter Mietbeihilfeanträge gestellt, und sie weiß mit Sicherheit genau, *warum* ihre Mietbeihilfe von der Behörde geringfügig reduziert wurde (nämlich weil sie seit kurzem weniger Wassergeld zahlen muß). Dennoch bittet sie die Sozialarbeiterin Frau König in Fällen wie dem gerade erörterten immer wieder um eine Einschätzung.

(b) Im *zweiten Handlungsschema* will Frau Enkel *anscheinend* auf die wahrscheinliche behördliche Unterstützungszahlung bezüglich der Heizkosten von knapp 30 DM, also auf die Hälfte der finanziellen Mittel, die sie im Rahmen des ersten Handlungsschemas als Einbuße so bitter beklagt, freiwillig verzichten. (Von der Wahrscheinlichkeit der Unterstützungszahlung kann ausgegangen werden, weil ein diesbezüglicher Antrag im letzten Jahr erfolgreich gewesen war.) Erscheint nun *das* nicht völlig widersprüchlich? Sicherlich spielt beim ins Auge gefaßten Verzicht im zweiten Fall eine Rolle, daß Frau Enkel – wie wir aus Hinweisen in der für einen Zeitraum von drei Jahren protokollierten Interaktionsgeschichte vermuten können – die Sozialarbeiterin wieder einmal dazu bringen will, an ihrer Statt die Behördenarbeit zu tun. Darauf deutet auch hin, daß die Sozialarbeiterin Frau König – wohl dies erahnend – ihre Klientin, Frau Enkel, geschickt dazu auffordert, die Arbeit der Antragstellung doch selber in Angriff zu nehmen, hierbei unterstützt von der Besucherin Frau Baier. Natürlich hat die Beraterin Frau König das professionelle Problem, daß sie überprüfen und sichergehen will, daß Frau Enkel auch wirklich noch über die Kompetenzvoraussetzungen – hinsichtlich ihrer geistigen Beweglichkeit, Motivation und körperlichen Verfassung – verfügt, den Antrag auf

Heizkostenbeihilfe selbständig zu stellen. Deshalb richtet sie an Frau Enkel eine scheinbare Smalltalk-Frage – faktisch jedoch eine Testfrage – hinsichtlich der Art und Weise, wie letztere gegenwärtig solche Anträge zu stellen gewohnt sei.

Hierbei kommt der Sozialarbeiterin Frau König zugute, daß sie sich ihrer Klientin gegenüber immer schon selber als leicht unwissend dargestellt hat; daß sie nämlich auch für sich selbst jedesmal erneut immer erst noch herausbekommen müsse, wie man solche Anträge überhaupt verwaltungstechnisch adäquat stellt. Sie könne sich den bürokratischen Kram nie gut merken. – Einerseits demonstriert die Sozialarbeiterin auf diese Weise ihrer Klientin, daß man anfangs, wenn man sich gerade anschicke, einen Antrag zu stellen, noch keinen Überblick und keinen Wissensvorsprung bezüglich des Antrags Sachverhalts haben müsse, um erfolgreich mit der Bürokratie umgehen zu können. Andererseits vermag sie so aber auch Frau Enkels faktische gegenwärtige Kompetenzvoraussetzungen für die Antragsbearbeitung versteckt abzuschätzen. Hätte die Klientin dies bemerkt, hätte sie sich mit Sicherheit ihrer Sozialberaterin gegenüber sogleich als vollständig inkompetent präsentiert, um Frau König zur Übernahme des gesamten Arbeitsbogens der Antragstellung zu nötigen. Dies wäre aber ein empfindlicher Rückschlag im Lernprozeß der Klientin, Frau Enkel, auf dem Wege zur Autonomie in der Vertretung und Erledigung ihrer eigenen Angelegenheit dem Staat und den Behörden gegenüber gewesen.

(c) Frau Enkels strategisches Handlungsspiel, die Sozialarbeiterin durch ihren Vorab-Verzicht auf das Geld zur Übernahme der Beantragungsbearbeitung zu nötigen, ist aber kaum die *alleinige* Erklärung für die Diskrepanz, daß sie zunächst um 60 DM pro Jahr kämpfen will und dann sogleich danach, wenige Augenblicke später, bereit ist, auf 30 DM kampfflos zu verzichten. Sicherlich kommt hinzu – dies zumindest dann, wenn wir den textlich nachfolgenden assoziativen Anschluß einer Smalltalk-Argumentation Frau Enkels inhaltlich und formal mitbedenken – eine tiefe lebensgeschichtliche Enttäuschung gegenüber dem Staat. Diese Enttäuschung sowie der Zusammenhang zwischen dem Verzicht auf ein aller Voraussicht nach erfolgreiches Handlungsschema der Beantragung und dem argumentativen Agieren gegenüber dem Staat können nur in biographischer Perspektive zureichend verstanden werden.

Daß ein solches biographieanalytisches Nachdenken über die kommunikativen Aktivitäten und Handlungsweisen Frau Enkels in der damals aktuellen Beratungssituation dem Geschehen nicht erst durch

den soziologisch interessierten Beobachter nachträglich und unsachgemäß übergestülpt worden ist, sondern daß es auch bereits die drei Akteure – nicht nur die Klientin, Frau Enkel, und ihre Nachbarin, Frau Baier, sondern auch die Sozialarbeiterin, Frau König – in der damals *aktuellen Handlungssituation* bewegt und daß sie sich die *verschiedenen Aktivitätszüge* in diesem latenten biographischen Diskurs durch Schlüsselssymbole und Kontextualisierungsmarkierer indirekt wechselseitig aufzeigen, soll im folgenden kurz angedeutet werden:

Für die Rekonstruktion der Kommunikationsdynamik und der tieferliegenden Bedeutungen, die hinter dem anfänglichen Plädoyer Frau Enkels, für das kommende Jahr keine Heizkostenbeihilfe zu beantragen, und ihrer dann doch schnell vollzogenen Meinungsänderung in dieser Frage stehen, ist der formaltextuelle Umstand sehr wichtig, daß Frau Enkel an das Kommunikationssegment über den Heizkosten-Beihilfeantrag *von sich aus* die argumentative Thematik des schnöden Staates anschließt, der Leistungen an seine alten Mitbürger solange hinauszögere, bis diese gestorben seien. Das heißt, Frau Enkel *selber* stellt einen latenten thematischen Zusammenhang zwischen ihrer Enttäuschung über die Mietbeihilfekürzung, ihrer Unlust, einen Antrag auf Heizkostenhilfe zu stellen, und der von ihr so empfundenen schnöden Geizhaltung des Staates gegenüber alten Menschen her.

Der konkrete Kommunikationskontext ist folgendermaßen: Die Sozialarbeiterin Frau König hat zuvor gefragt, wo Frau Enkel die Heizkostenbeihilfe beantragen werde. Hierauf erläutern Frau Enkel und ihre Besucherin, Frau Baier, das geschehe in jenem Stadtteilbürgerhaus, in welchem auch die (damals zum Zeitpunkt des Beratungsgesprächs) neuen Personalausweise beantragt und ausgegeben würden. Frau Baier berichtet, daß auch sie gerade einen der (damals) neuen Plastikausweise beantragt habe. Der Bearbeitungszeitraum betrage ein Vierteljahr. Sie weist auf die Notwendigkeit der Vorauszahlung der (diesbezüglich) beträchtlichen Summe von 10 DM hin, und auch die Bilder für den Personalausweis seien nicht billig; sie würden 14 DM kosten (S. 23, Z. 59–S. 24, Z. 30). Dazu kontert Frau Enkel spontan und kurz: „Ja, eh, wenn de de Augen zumachst, dann honn se wenigstens 's Geld erstma.“ (S. 23, Z. 29–31, 32).

Es folgt folgender Kommunikationsaustausch im Beratungsgespräch 1 mit Frau Enkel (S. 24, Z. 33 – S. 25, Z. 3):

Z: Ja – ((leise)) ich will se
ja noch nit zumachen – ((lacht))

R: Na ja so wird aber gerechnet

Z: mhm

B: Ach nee so rechnen
die nich
((alle durcheinander bis +))

Z: Ah das glaub ich aber nit daß die so rechnen...

B: So rechnen / Frau Enkel so rechnen die nich

R: Heut morjen steht

Z: daß einer stirbt und SE ham's Geld – können's ja widder zurückverlangen de
Ange-

R: einer von dreißig Jahren in der Zeitung

B: Weiß nich

Z: hörigen (+) ... die können doch ds Geld zurückverlangen – können Se doch nix
machen

B: & Also es kann ja passieren daß Leute zum Beispiel den Personalausweis
bean-
tragen und dann machen die das und dann holen Se den nie ab – oder der wie auch
immer –

Z: mhm

B: und deshalb is dann so praktisch diese Schil / Schutzgebühr von zehn Mark ne
... das

Z: na ja sicher ja genau mhm

B: is also ... ((betonend)) es wird zwar viel Schoßliges gemacht aber ganz so schof-
lig (+) ((lachend)) is es nich (+)

Z: Nee nee – ach um Gottes Willen nit.

B: & ((lachend)) Woll'n wa doch nich hoffen.

Z: & ((betonend)) Da denken Se doch nit dran ... da müssen SE ja an die jungen
Men-

B: mhm

Z: schen sogar schon denken wieviele schon sterben & meine Nicht sachte au'
gerade/

R: Gucken Se mit diesen ... mit

R: mit diesen /eh/ – Kindergeld da von den ... ((betonend; ärgerlich)) das is doch au'

B: mhm

R: so'n Witz was die machen ne ...

Grob gesagt ist am gerade zitierten, thematisch relativ abgegrenzten Transkriptionsauszug zweierlei interessant:

Zum einen, daß Frau Enkel so beharrlich bei ihrer Einschätzung der Kaltherzigkeit des Staates bleibt – sie schließt von sich aus ein weiteres, ziemlich überzeugendes Belegbeispiel für ihre Einschätzung an, nämlich das Leerausgehen der „Trümmerfrauen“, d. h. der damals jungen Mütter

der Kriegsgeneration, bei der Anrechnung ihrer Leistungen in der Kindererziehung auf die Altersrente (Segment 44, S. 24, Z. 60–S. 26, Z. 5) –, und zum anderen, daß die beiden anderen Gesprächspartnerinnen, nämlich sowohl die Sozialarbeiterin, Frau König, als auch die Nachbarin, Frau Baier, Frau Enkel mit Vehemenz diese enttäuschte, sarkastische, verzweifelte Einschätzung staatlicher Verfahrensprogramme ausreden wollen. Hier soll nur der naheliegende Gedanke angedeutet werden, daß Frau Enkel sich innerhalb ihrer Lebensgeschichte schon öfter vom Staat schnöde behandelt und betrogen gefühlt hat; Anlässe dafür hat es in der jüngeren deutschen Geschichte zuhauf gegeben.

Dieses Gefühl, vom Staat verraten worden zu sein, entspricht – wie insbesondere aus dem erst später erhobenen autobiographisch-narrativen Interview mit Frau Enkel hervorgeht – ihrer Enttäuschung, daß sich ihre Kinder nicht hinreichend um sie kümmern würden; ja, daß sie nicht „zurückgeben würden“, was sie selber an Liebe ihnen in ihrer Kindheit und Jugend habe zukommen lassen.

Beide Gefühle, das des Verratenwordenseins durch den Staat und das des Enttäuschtseins durch die eigene Nachkommenfamilie, sind emotionale Aspekte einer generellen *Lebens-, Situationsdefinition*“, einer allgemeinen Orientierungs-Sichtweise auf das Leben im Alter, nämlich: von der nachfolgenden Generation und den von ihr kontrollierten familialen, sozialen und staatlichen Institutionen hintergangen zu werden. Die Sozialarbeiterin, Frau König, scheint genau das zu verstehen. Sie scheint zu befürchten, daß, wenn sich die Klientin, Frau Enkel, immer tiefer in derartige düstere Betrachtungen verstricke, ihr das weitere Leben – auch abgesehen von den körperlichen Beschwerden des Alters – sehr schwer fallen dürfte: daß sie dann nämlich Gefahr läuft, in einer spezifischen Altersdepression, das „betrogene Leben vor Augen“, zu versinken. Wahrscheinlich versucht sie sich zusammen mit der Nachbarin, Frau Baier, *deshalb* so beharrlich gegen Frau Enkels Argumentation über den schnöden Staat zu wehren – eine Argumentation, die ja zunächst, auf den ersten Blick, nur ein harmloses Smalltalk-Schimpfen über die Staatsmacht zu sein scheint, wie wir das alle mehr oder weniger routinemäßig von Zeit zu Zeit tun.

Es dürfte nunmehr die Schlußfolgerung nicht mehr von der Hand zu weisen sein, daß in der aktuellen Kommunikationssituation zwischen der Klientin, Frau Enkel, und ihren Interaktionspartnerinnen, der Sozialarbeiterin Frau König und der Nachbarin Frau Baier, doch manches an verhüllten, indirekt aufgezeigten und z. T. den Akteuren partiell noch nicht bewußten biographischen Relevanzen Frau Enkels

(und auch Frau Baiers) und an generationsspezifischen kollektivhistorischen Erfahrungsbeständen verborgen ist. Die *biographischen und kollektivhistorischen Relevanzen* werden in vielen Standardarbeitszusammenhängen der Sozialen Arbeit zugunsten der Vordringlichkeit konkreter Handlungsprojekte (wie der Vorbereitung und Bearbeitung behördlicher Anträge) ausgeblendet, um die aktuell anliegende „konkrete“ Arbeit zu schaffen. Erst wenn Störungen bei der Abwicklung solcher Standardarbeiten auftauchen – z. B. wenn die Klientin wie in unserem Beispiel bei der Vorbereitung der bürokratischen Antragsverfahren nicht mehr mitspielen will –, dann beginnt sich die Sozialarbeiterin, falls sie in ihrer Arbeit umsichtig ist und sich nicht allzusehr durch ihre sonstigen Arbeiten unter Zeitdruck fühlt, um diese Hintergründe zu kümmern. Erfahrene Sozialarbeiterinnen haben durch ihre vielseitigen, mit ihren professionellen Arbeitsaufgaben verbundenen Erkundungen in der Regel durchaus einen Sensus für solche *Hintergründe* entwickelt.

Gefördert werden kann diese Sensibilität aber zusätzlich durch eine *ethnographische Forschungsausbildung im grundständigen Studium* der Sozialarbeit/Sozialpädagogik oder – wie im vorliegenden Beispielfall des Beratungsgesprächs, das auf der professionellen Seite von der Sozialberaterin und Diplomsupervisorin Frau König bestritten wird – in einem Aufbaustudiengang der Supervision (oder auch der Sozialen Therapie oder in ähnlichen Zusatzstudiengängen). Durch die Sozialisation in das mikroethnographische bzw. interaktionsanalytische Untersuchungsverfahren hat die Sozialarbeiterin (und Supervisorin) Frau König gelernt, bei der *sequenziellen Entfaltung einer Situationsdefinition und eines Interaktionsablaufs genau hinzuhören und hinzuschauen, die oft sehr vagen indirekten Aufzeigeaktivitäten der Klienten zu entdecken und als fokussierende „Fragezeichen“ für weitere interaktive Klärungs- und Interpretationsprozesse aufzugreifen und zu benutzen, die Sequenzierung und die Kontexte der Interaktionsbeiträge samt ihrer wechselseitigen Verwobenheit ineinander zu beachten, auch auf die Nebenaktivitäten des scheinbar irrelevanten Smalltalks in ihrer Verknüpfung mit der Aushandlung oder auch Störung der sich auskristallisierenden oder schon figurierten Handlungsmuster zu achten und schließlich die Bedeutungstiefen und die Veränderbarkeit der anzugehenden oder sich schon entfaltenden Interaktionssituation umsichtig in Rechnung zu stellen*. Diese Bedeu-

tungstiefen sind den Klienten selbst häufig verschlossen oder für sie nur sehr undeutlich ahnbar.

Ähnliche ethnographische Lernprozesse wie diejenigen, welche die Sozialarbeiterin, Frau König, interaktions-, biographie- und geschichtssensibel gemacht hat, kann eine Teilnehmerin an einer Forschungswerkstatt für falletnographische Verfahren der qualitativen Sozialforschung (Riemann/Schütze 1987; Schütze 1993b, 205–208) auch bei der Sozialisation in die Biographieanalyse mit Mitteln offener, z. B. narrativer, autobiographischer Interviews, bei der Sozialisation in die Dokumentenanalyse, wie die Untersuchung von Briefserien oder Aktenmaterialien, oder bei der Sozialisation in die Analyse sozialer Milieus und sozialer Welten mit Mitteln der teilnehmenden Beobachtung (samt Feldprotokollen) und Experteninterviews durchlaufen. Der Lerneffekt wird noch dadurch erhöht, daß die Teilnehmer an einer solchen ethnographischen Forschungswerkstatt gerade auch solche *sozialen* Prozesse zu analysieren lernen, an denen sie selbst beteiligt waren oder – vom Typus der Tätigkeit her – hätten beteiligt sein können oder in Zukunft beteiligt sein könnten. Es ist für angehende Professionelle sehr heilsam, wenn auch sicherlich methodisch und lernpsychologisch nicht einfach, berufliche Tätigkeiten, die den eigenen im Praktikum oder in der vorlaufenden Berufstätigkeit ähneln bzw. mit ihnen identisch sind, mit fremdem ethnographischem Blick betrachten zu lernen.

4. ZUM PARTIELLEN AUSGEBLENDETHEITS- UND UNGEWUSSTHEITS-CHARAKTER SOZIALER PROZESSE UND ZUM ETHNOGRAPHISCHEN KONZEPT DER AUFMERKSAMKEITSPERSPEKTIVEN

Der partielle Ausgeblendetheits- und Ungewußtheits-Charakter der sozialen Prozesse und prozeßkonstituierenden Aktivitäten, die sich in der im vorhergehenden Kapitel skizzierten Interaktionssituation zwischen der Sozialarbeiterin, Frau König, und ihrer Klientin, Frau Enkel, allmählich entfalten und/oder auf die von ihnen symbolisch andeutend Bezug genommen wird, gründet auf dem Umstand, daß sie sich zumindest z. T. *jenseits*, d. h. *oberhalb* und/oder *unterhalb* der *Aufmerksamkeitsspanne* bzw. *jenseits der Aufmerksamkeitstiefe* und

-breite alltäglichen Handelns und Erlebens organisieren (Pike 1971, 79 f., 98–118; Schütze u. a. 1993, 436 f.):

Unterhalb der Aufmerksamkeitsspanne des Alltagshandelns der Klientin, Frau Enkel, liegt z. B. der Tatbestand des Widerspruchs, daß sie zur gleichen Zeit einerseits der Kürzung einer staatlichen Zahlung um 60 DM nachgeht und andererseits auf 30 DM staatliche Zahlung freiwillig verzichten will. Zumindest nur halbbewußt ist ihre strategische Routinehaltung der Sozialarbeiterin, Frau König, gegenüber, bezüglich des Behördenschriftwechsels inkompetent zu erscheinen, um möglichst viel diesbezügliche Formulierungs- und Organisationshilfe von dieser zu erlangen. Die Sozialarbeiterin erkennt diese Haltung allmählich und wird (wie im Textbeispiel zu ersehen) entsprechend umsichtig.

Jenseits der Aufmerksamkeitsbreite von Frau Enkel liegt der Gesamtzusammenhang ihrer Lebens-Situationsdefinition mit den Bezügen auf die Nachkommenfamilie und auf den Staat, und auch die Sozialarbeiterin durchschaut diesen Zusammenhang des Gefühls, systematisch vernachlässigt worden zu sein, erst ganz allmählich.

Oberhalb der Aufmerksamkeitsspannweite der Sozialarbeiterin, Frau König, (weniger Frau Enkels) liegt zunächst der Gesamtzusammenhang des Generationsverhältnisses⁶ zwischen der Generation derjenigen Frauen, die im Zweiten Weltkrieg junge Mütter waren und für den Zusammenhalt und das Überleben der Familien große Opfer gebracht haben, einerseits und deren Kindern andererseits, und auch die Sozialpolitiker, welche die Anrechnungszeiten der Kindererziehung für die Rentenberechnung nur jüngeren Frauen als Frau Enkel zubilligten, blenden das Generationsverhältnis mit seinen Belastungs- und Leistungsdiskrepanzen aus. Der professionelle Blick der Sozialarbeiterin, die bereits z. T. eine ethnographische Sichtweise habitualisiert hat, erkennt schließlich die erhebliche Bedeutungstiefe des Smalltalks von Frau Enkel und Frau Baier über die Pflicht zur Vorauszahlung der Gebühr zur Ausstellung eines neuen Personalausweises, und das belegt ihre durch ethnographische Ausbildung bereits erworbene Aufmerksamkeitstiefe.

Im folgenden soll die Funktion der Ethnographie für die Sensibilisierung der Aufmerksamkeitsperspektiven etwas allgemeiner und ausführlicher erörtert werden. Ein von Alkoholproblemen Betroffener bemerkt in der Regel nicht, daß die Verstrickung, in der er sich befindet, weit in die Lebensgeschichte zurückreicht. Um nur ein Beispiel zu nennen (Schütze 1992b):

⁶ Zur Analyse von unterschiedlichen Generationslagerungen siehe Mannheim 1964a.

Hermann (Jg. 1917) ist durch die Auswirkungen des Krieges daran gehindert worden, Kunst zu studieren oder doch zumindest Werklehrer bzw. Kunsterzieher zu werden. Stattdessen ist er gezwungen, sich als Malermeister selbständig zu machen und für seine Ursprungsfamilie materiell zu sorgen. Als seine geliebte, künstlerisch begabte Frau Anfang der fünfziger Jahre stirbt, ist von nun an sein Leben absolut fremdbestimmt: nichts in seiner Existenz ermöglicht ihm mehr, den eigentlichen Entfaltungspotentialen seiner Identität entsprechend zu leben. Er beginnt, seine freie Zeit mit für ihn nichtssagenden Geselligkeiten und Parties „totzuschlagen“; hierbei wird er in Geselligkeitsstrukturen des Alkoholkonsums hineingezogen. Die Alkoholverstrickung beginnt. Das eigentliche Wirkpotential seiner Alkohol-Verlaufskurve⁷ wird von Hermann nicht erkannt; es liegt *oberhalb* (bzw. *außerhalb*) der üblichen Aufmerksamkeitsspannweite Hermanns in den lebensgeschichtlichen und historischen Fernen der biographischen Rahmenbedingungen der Kriegs- und Nachkriegszeit verborgen: in einer Lebenskonstellation, die ihn daran hindert, die Chance eines in ihm von Kindheit an angelegten künstlerischen Wandlungsprozesses zu ergreifen.

Das Beispiel zeigt, daß es für die Betroffenen (wie Hermann) schwer ist, langfristige *biographische Hintergrundzusammenhänge* differenziert zu erfassen. Zumeist sind derartige biographische Tiefen ohnehin *aus der alltäglichen Handlungsaufmerksamkeit ausgeblendet*. Und wenn sich Menschen um ihre biographischen Hintergründe zu kümmern beginnen, nehmen sie zunächst häufig zu globalen Identitätstheorien Zuflucht, die in ihrer Suggestivität die eigentlichen biographischen Prozesse verschleiern (solche Verschleierungsfunktionen kann z. B. die globale Erklärungstheorie haben, der Alkoholismus sei als Krankheit „angeboren“). Auch Soziologen und Sozialarbeiterinnen neigen dazu, die Komplexität der Verflechtung biographischer, milieuspezifischer und kollektivhistorischer Vorgänge aus ihrer theoretischen Betrachtung auszublenden.

In Alkoholiker-Lebensgeschichten kommen natürlich auch fortlaufend Erscheinungen unterhalb der üblichen Aufmerksamkeitsspannweite des Alltagshandelns vor, und sie werden gerade in ihrer Unbeachtetheit wirksam. So erleben Alkoholiker bei fortschreitendem Verlauf, daß die bei manchen Interaktionsanlässen immerfort (still-

⁷ Zum Konzept der Verlaufskurve siehe Riemann/Schütze 1990; Schütze 1981, 88–103, 145–156.

schweigend phantasierend) geleistete Übernahme der Betrachtungsperspektiven des jeweiligen Interaktionsgegenübers nicht mehr funktionieren. Es gehört ja zur gelingenden kommunikativen Interaktion mit Notwendigkeit dazu, daß ich mich bemühe, mir genau das, was ich gerade sprachlich tue, kommuniziere und an „persönlichem Bild“ ausstrahle, auch aus der Sichtweise des jeweiligen anderen, des Interaktionspartners, vorzustellen (Mead 1968, 216–226, 236–244; Laing/Phillipson/Lee 1971). Und der andere bestätigt mir durch kleine Hinweise (Lächeln, Rezeptionssignale wie „mhm“, Anspielungen), daß meine Vermutungen seiner Sichtweise auf meine interaktiven „Abstrahlungen“ nicht abwegig sind. In fortgeschrittenen Stadien der Alkoholiker-Verlaufskurve (der Entstabilisierung des Alltagslebens und des Orientierungszusammenbruchs bezüglich der Alltagsbewältigung und des eigenen Identitätsprojektes) kann der Betroffene die kleinen Rezeptionssignale und Bestätigungsgesten der anderen Seite im Interaktionsprozeß nicht mehr adäquat wahrnehmen, und möglicherweise bleiben die kommunikativen Rückspiegelungen des Interaktionsgegenübers teilweise auch schon tatsächlich aus, weil der vom Alkoholismus Betroffene bereits zuvor auch selber nicht mehr seine eigenen kommunikativen Rückspiegelungen in der geeigneten Weise vollzogen hat.

Selbst für einen nicht mit den Wahrnehmungsausblendungen des Alkoholismus belasteten Menschen sind im übrigen die unscheinbaren *Verrichtungen der Perspektivenkundgabe und -übernahme* in der lebendigen Interaktion von Angesicht zu Angesicht in der Regel *nicht abgegrenzt und reflektiert wahrnehmbar*. Und auch Soziologen und Sozialarbeiterinnen blenden diese ganz unscheinbaren Verrichtungen, die gewöhnlich nicht in den Fokus des Alltagshandelns treten, aus ihren theoretischen Betrachtungen aus. Ihnen wird in der Regel nicht klar, daß kleine Ursachen ganz große Wirkungen haben können und vor allem daß gerade die Irritation der Fähigkeit zur interaktiven Perspektivenübernahme – ob in Alkoholiker-Verlaufskurven oder in anderen Verlaufskurvenzusammenhängen – die Entstabilisierung der Alltagsorganisation und den Orientierungszusammenbruch einleiten kann.

Am Beispiel der Alkoholiker-Verlaufskurven sollte deutlich geworden sein, daß differenzierte sozialwissenschaftliche Prozeßanalysen bezüglich der Problem- und Handlungsfelder der Sozialen Arbeit

zwar empirisch eruieren müssen, was die üblichen Aufmerksamkeitsspannweiten im Leben der in Rede stehenden Personenkreise (der Klienten, aber auch der Professionellen) sind, daß sie aber darüberhinaus – unter Aufrechterhaltung der Beachtung des prozessualen Gesamtzusammenhangs bzw. der prozessualen Ereignisfigur – einerseits die eigenen analytischen *Aufmerksamkeitsspannen methodisch schrumpfen* lassen müssen bis hin zur Wahrnehmung und strukturellen Beschreibung der ganz kleinen, unscheinbaren Aktivitäten, welchen die Textur des sozialen Handelns und Interagierens erst konstitutiv herstellen, und daß sie andererseits dann aber auch wiederum umgekehrt die eigenen *Aufmerksamkeitsspannen methodisch ausdehnen* müssen über das hinaus, was gewöhnlich in den Handlungs- und Interpretationsfokus im Lebens- und Berufsalltag von Problem-betroffenen und Professionellen tritt: dies bis hin zu den komplexen biographischen und kollektivhistorischen Bedingungsgeflechten und den möglichen biographischen Langzeitwirkungen von Verlaufskurven auf die Betroffenen und die ihnen Anvertrauten. Die methodische Notwendigkeit zur gleichzeitigen Einnahme *verschiedener Betrachtungsperspektiven auf das Alltagshandeln und -erleiden*, welche die Konstitution von sozialen und biographischen Prozessen aufdeckbar machen, soll hier *die methodische Verpflichtung zur Aufmerksamkeitstiefe* genannt werden – Aufmerksamkeitstiefe in dem Sinne, daß der Tatbestand, daß verschiedene Vollzugs-, Präsentations- und Aufmerksamkeitsebenen sozialer und biographischer Prozesse über- bzw. untereinander gelagert oder ineinander verschachtelt sind, analytische (bzw. auch handlungspraktische) Beachtung findet. Zwar gibt es auch im Alltagsleben hin und wieder besondere Momente einer derartigen Sensibilität; die Aufmerksamkeitstiefe kann aber durch eine kombinierte sozialweltanalytische, interaktionsanalytische und biographieanalytische Betrachtungsweise innerhalb der ethnographischen Sozialforschung wesentlich gesteigert und systematisiert werden. Zugleich soll auch hier wiederum angedeutet sein, daß in der konventionellen Sozialforschung und in der konventionellen soziologischen Theorie die übliche „Aufmerksamkeitsflächigkeit“ des Alltagslebens tendenziell kaum überwunden wird. Dies gilt ähnlich, z. T. noch eklatanter, auch für Arbeitsphasen der „Massenabfertigung“ in der Sozialen Arbeit mit den dort wirksam werdenden Abkürzungspraktiken.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß im Alltagsleben und auch in der professionellen Arbeitsbeziehung zwischen *Sozialarbeiterin und Klient* gewöhnlich nur stark reduzierte Ausschnitte der sozialen Situation und ihrer Hintergründe in den Blickstrahl des Wahrnehmens, Interpretierens und Handelns genommen werden; die *Aufmerksamkeitsbreite* der Betrachtung ist stets systematisch eingeschränkt. Um dies an einigen (empirisch erfaßten) Denkbeispielen zu verdeutlichen: Ein vom Alkoholismus betroffener Familienvater nimmt gewöhnlich nicht auf eine fokussierte und reflektierte Weise wahr, daß von seinem negativ veränderten, systematisch irritierenden Verhalten gerade auch seine Kinder betroffen werden. Im Gegensatz dazu dürfte eine in der Familienhilfe tätige Sozialarbeiterin in ihrem Berufsleben gerade die *dies*bezüglich erforderliche Wahrnehmungsbreite – zumindest teilweise – habitualisiert haben. Ein Sozialarbeiter im Nichtseßhaftenwohnheim hingegen könnte es *dann* aber doch wiederum nur allzu oft an notwendiger Aufmerksamkeitsbreite fehlen lassen, wenn er mit allen Mitteln versuchen würde, den Unterkunft suchenden Obdachlosen, der von ihm mehr oder weniger selbstverständlich als alkoholsuchtgefährdet eingeschätzt wird, von seinem Gefährten und Leidensgenossen (der ihn auf seine Wanderschaft begleitet und nicht mit ins Büro gekommen ist) zu trennen und nur *ihn selber* als den situationspräsenten Antragsteller in seine Einrichtung aufzunehmen. Ausgeblendet bleibt auf diese Weise, daß die soziale Beziehung zum Gefährten wahrscheinlich den letzten biographisch tiefgehenden Kontakt zum Interaktionsgegenüber und zur gesellschaftlichen Sphäre, d. h. die letzte Brücke zur Sozialität darstellt. (Stattdessen folgt der Sozialarbeiter in seiner ausblendenden Orientierung einer Theorie der „Ansteckung und Verstärkung“ der Übel und Fehlverhaltenskeime des Nichtseßhaftenlebens und des Alkoholismus.)

Soziologen sind gewöhnlich eher darauf eintrainiert, in ihren Forschungen eine dem Anspruch nach relativ große Aufmerksamkeitsbreite für soziale Problemstellungen zu beherzigen. Aber auch hier lassen sich systematische Mängel feststellen – dies z. B. dann, wenn in einer soziologischen Untersuchung über die sozialarbeiterischen Aktivitätsabläufe in der Altenarbeit zwar die oft zentrale, den sonstigen Problemhorizont dann fast vollständig überschattende Beziehung der Alten zu ihren Nachkommensfamilien gesehen wird, nicht aber das makrogesellschaftliche, durch die Verbrechen der Nazizeit, den Zweiten Weltkrieg und die Wiederaufbau-

phase kollektivhistorisch geprägte Generationsverhältnis zwischen den Alten einerseits und der Kinder- und Enkelkindergeneration andererseits mit seinen wechselseitigen globalen automatischen Zuschreibungen und systematischen Mißverständnissen. Anders gesagt: häufig sehen Soziologen (und das gilt ähnlich auch für Sozialarbeiterinnen!) nicht das gesellschaftlich Allgemeine und Kollektivhistorische und Versteckt-Sozialstrukturelle in mikrosozialen Abläufen; sie sehen es z. B. auch nicht in der aktuell ablaufenden Interaktion zwischen Sozialarbeiterin und Klient.

Die Vollzugsformen, Präsentations- und Interpretationsdimensionen und Organisationsweisen sozialer Prozesse, die die gerade skizzierten, teils sehr kleinschrittigen, teils sehr langfristigen, teils sehr zahlreich ineinander verschachtelten unterschiedlichen Erscheinungs- und Konstitutionsebenen des Sozialprozesses enactieren und umgreifen, können mit den üblichen Befragungstechniken der Sozialforschung (Fragebogenerhebung, konventionelles Tiefeninterview) nicht erhoben werden; ebenso unbrauchbar sind die Kodiertechniken der konventionellen quantitativen Beobachtungsweise, wie sie in Psychologie und Soziologie üblich sind. Diese *Fehlannonce der Standard-Sozialforschung* gilt besonders auch für die Erfassung und Analyse des konstitutiven *Zusammenhangs* der skizzierten Phänomene auf den unterschiedlichen Wahrnehmungs-, Präsentations- und Organisationsebenen der sozialen Realität. Die konventionellen Erhebungs- und Kodiertechniken der Sozialforschung fußen auf der Anwendbarkeit alltagsweltlicher Erfahrungs- und Sichtweisen, die gerade die uns interessierenden symbolisch verdichteten Erscheinungs- und Organisationsweisen des Sozialprozesses mit ungewöhnlichen Zeit- und Beziehungsperspektiven, wie sie für das Handeln in der Sozialen Arbeit relevant sind und in Zukunft noch mehr Beachtung finden müssen, systematisch ausblenden.

Eine ähnliche *Fehlannonce* gilt – wie schon angedeutet – auch für die *gewöhnliche Berufspraxis in der Sozialen Arbeit* mit ihrer hohen Fallzahlbelastung. Zwar sieht die professionelle Betrachtungsweise der Sozialarbeiterin durchaus vor, daß Betroffene biographisch langfristige Karriereprozesse durchlaufen. Oder einem Jugendgerichtshelfer ist durchaus vertraut, daß das Kommunikationsverhalten von Staatsanwalt und Gericht mit seinen kleinen unscheinbaren Aktivitätsverrichtungen den jugendlichen Angeklagten in gravierende Kommunikationsschwierigkeiten bringen kann. Die Erfahrungssper-

spektive des Betroffenen und der Beitrag dieser zum Sozialprozeß (in diesem Falle einer Abweichungs-Verlaufskurve) sowie die systematischen Mechanismen verfahrens- und handlungsstrategischer Interaktion und die Anfälligkeit des Jugendlichen für diese (in diesem Falle im Rahmen von Zwangskommunikation – siehe Schütze 1978) bleiben in der Regel jedoch außerhalb einer exakt analysierenden Aufmerksamkeitsleistung im beruflichen Handeln der Sozialarbeiterin.

Nur im Zuge der Anwendung ethnographischer Verfahren der Sozialforschung – die freilich in der professionellen Praxis auch abgekürzt vollzogen werden kann – lassen sich Aufmerksamkeitsspannweiten, -breiten und -tiefen des analytischen Fokus auf soziale und biographische Prozesse systematisch variieren. Denn nur mit den unterschiedlichen Verfahren der *ethnographischen Sozialforschung* kann die jeweils erforderliche Art der sequenzstrukturellen Beschreibung flexibel gewählt werden. Soziale Prozesse mit langer, d.h. biographischer, kollektivgeschichtlicher, arbeitsbogentypischer (siehe Strauss 1985; Strauss u. a. 1985) oder auch beziehungsgeschichtlicher Spannweite werden am geeignetsten mit Hilfe von sequenzanalytisch-textueller Protokoll- und Dokumentenanalyse (siehe Schütze 1993a) und der Sequenzanalyse narrativer Interviews (siehe Schütze 1983, 1987a) erfaßt. Die entsprechend großflächige, aber dennoch durch formale Indikatoren abgestützte textuelle Sequenzierungsanalyse deckt „makrostrukturelle“ Diskrepanzen in Handlungsabläufen (z. B. zwischen früheren Planungen und späteren Ergebnissen), Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Ereignissen und Handlungssphären und Anomalien des Ereignis- und Aktivitätsablaufs (z. B. durch die Einwirkung heteronomer Handlungsbedingungen aus anderen Sphären der sozialen Struktur – siehe Schütze 1976) auf, die den Betroffenen in ihrem damaligen aktuellen Auftreten und in ihrer Einwirkung im Sozialprozeß bisher nicht deutlich waren.

Soziale Prozesse *unterhalb der Aufmerksamkeitsspannweite alltäglichen Handelns* wie etwa zwangskommunikative Interaktionsstrategien können insbesondere mit Mitteln der Interaktions- bzw. Konversationsanalyse erfaßt werden. Soziale Prozesse *jenseits der üblichen Aufmerksamkeitsbreite* sozialarbeiterischen oder auch alltäglichen Handelns, die sich auf globale kulturelle Orientierungsaufgaben oder auf politische Gestaltungsprojekte, auf Milieu-

Lebenszusammenhänge oder auf komplexe Arrangements der Arbeitsverteilung im Zusammenwirken verschiedener professioneller Berufssparten und auf die Verflechtungen solcher Arbeitsverteilungsarrangements beziehen, werden am besten mit Mitteln der Sozialweltanalyse (Strauss 1978), z. T. im Wege der teilnehmenden Beobachtung und Problemanalyse, aufgeheilt.

5. DIE ETHNOGRAPHISCHE SICHTWEISE IN DEN SOZIALWISSENSCHAFTEN

Es ist nunmehr an der Zeit, die ethnographische Sichtweise in den Sozialwissenschaften genauer zu umreißen. Meine zentrale These erscheint auf den ersten Blick eine gänzlich negative zu sein. Ich glaube nicht, daß man beim heutigen Erkenntnisstand von einer spezifischen ethnographischen Methode oder gar Untersuchungstechnik sprechen kann. Betrachtet man die *Geschichte der Entwicklung ethnographischer Forschungsstrategien*, so lassen sich folgende Stadien unterscheiden:⁸

(1) Im 19. Jahrhundert fußen Ethnologen noch weitgehend auf den Berichten von Reiseschriftstellern; sie gingen nicht selbst ins Feld. (Das trifft zu z. B. auch noch für Emile Durkheims „Elementarformen des religiösen Lebens“ – Durkheim 1981.) Dasselbe gilt für Soziologen, die ihre empirischen Daten aus Regierungsenquêtes oder aus journalistischen Berichten bezogen.

(2) Franz Boas (1940) war der erste, der ins Feld ging und die Sprachen der von ihm untersuchten Indianervölker untersuchte. Er lebte jedoch noch nicht unter den Indianern, sondern ließ einzelne native speaker in sein Quartier kommen und befragte diese. In der Soziologie entsprach dem in den Tagen vor der Chicago-Soziologie das Interview einzelner *Experten* von Handlungszusammenhängen; die *Betroffenen* dieser Handlungszusammenhänge wurden noch nicht befragt.

(3) Bronislaw Malinowski (1979, 1981; siehe auch Stagl 1993) war der erste, der unter den von ihm beobachteten Eingeborenenvölkern Ozeaniens,

⁸ In der Soziologie geben einen guten Überblick über die historische Entwicklung der Ethnographie (bzw. Soziographie): Zeisel 1975; Whyte 1984, 35–56; Bulmer 1984, 45–128; Atkinson 1990; Fischer-Rosenthal 1991; Jahoda 1991; von Rosenstiel 1991; Murray Wax 1972 und insbesondere Emerson 1983. In der Anthropologie sind im selben Sinne zu nennen: Wax 1971, 42–55; Kuper 1983; Geertz 1990; Blok 1985, 9–54; Kohl 1987; Wolff 1991.

d. h. in ihren Dörfern, tatsächlich lebte. Er betrachtete die Eingeborenen bereits als rationale und moralische Wesen. Aber auch er befragte seine Informanten noch in der von Boas bekannten verdinglichenden Weise; er lebte als Herr im Dorf mit seinen Dienern; die Eingeborenen blieben bei ihm noch „Wilde“. Malinowski betrachtete sich selbst noch nicht als Teil des Interaktionsfeldes der Forschungskommunikation, obwohl er über seine persönliche Lage, seine Depressionen, die Streitigkeiten mit der Regierungsbürokratie in seinem berühmten „Tagebuch im strikten Sinne des Wortes“ (Malinowski 1986) intensiv reflektierte. Der verdinglichenden Trennung zwischen Forscher und Untersuchungsobjekten lag die koloniale Herrschaftsstruktur zugrunde.

(4) Erst spätere Ethnologen wie Robert Redfield (1930), W. Lloyd Warner (u. a. 1963) und Oscar Lewis (1951) oder auch die Soziologen der Chicago-Schule (siehe Atkinson 1990) lebten und handelten mit den Beforschten (1920–1940). Prototypisch sind hier die Untersuchungen von William Foote Whyte (Whyte 1955; siehe Whyte 1992; Adler/Adler/Johnson 1992; Denzin 1992) zur „Street Corner Society“ oder von Paul G. Cressey (1972) zur „Taxi-Dance-Hall“. Der Forscher begriff sich nunmehr selbst als Teil der sozialen Beziehungen im Feld. Der Begriff „teilnehmende Beobachtung“ wurde geprägt. Die ethischen, emotionalen und technischen Probleme der Anteilnahme trotz Distanz und der verdeckten teilnehmenden Beobachtung wurden nunmehr diskutiert (Hughes 1971, 505 f.; Emerson 1983, 9–13; Rynkiewicz/Spradley 1976). Der paradoxe Gegensatz zwischen Anforderungen des kulturellen Eintauchens („Immersion“), um die Orientierungs- und Handlungsmuster der fremden Kultur zu erlernen, einerseits und die Position des kognitiv distanzierteren Fremden, der auch die von den Betroffenen *ausgeblendeten* Seiten der soziokulturellen Realität erfassen und den analytischen Überblick gewinnen will, durchzuhalten andererseits, wurde schmerzhaft deutlich. Es kam auch zu ersten methodisch verfestigten Forschungsstrategien, wie der stadtökologischen Zusammenhangsbetrachtung von natürlichen Gebieten (Park/Burgess 1967, 1–62; Faris 1970, 51–87; Bulmer 1984, 64–128) und von territorialen „Zwischenräumen“ (Thrasher 1927) oder wie der Analyse von Lebensdomänen.

(5) Es erschien daraufhin in den fünfziger bis siebziger Jahren eine fast unüberschaubare Flut anthropologischer/ethnologischer und insbesondere soziologischer Methodenbücher, in denen es um die geeignete Ausgestaltung der „Rolle“ des teilnehmenden Beobachters ging. Die paradoxen Grundlagen der ethnographischen Beobachtung gerieten nunmehr aus dem Blick; ein technologisches Selbstmißverständnis der ethnographischen Forschungsperspektive schlich sich ein. Hierbei wurde übersehen,

daß die Aufgaben der ethnographischen Felduntersuchung genauso vielfältig und situationsabhängig sind wie die jedes anderen professionellen Handelns. In einem solchen professionellen Handeln gibt es immer auch verfestigte Verfahrensabläufe (wie etwa die der Beratung oder die des narrativen Interviews); das Gesamtarrangement bleibt aber situationsabhängig. Auch wurde – bis auf Ausnahmeerscheinungen wie die Feldforschungsreflexionen von Everett Hughes – vergessen, daß die Paradoxien des ethnographischen Feldforschungshandelns (z. B. die gegensätzlichen Anforderungen des Sich-Einlassens und der verfremdenden Distanzierung oder die der intimen Einblicke und der maskierten Veröffentlichung) unaufhebbare, geradezu „tragische“ Kernprobleme des Forschungshandelns sind. Diese können nicht beseitigt oder „geheilt“ werden; man kann nur verantwortlich mit ihnen *umgehen*.

(6) Ein deutlicher Verwissenschaftlichungsschub der ethnographischen Perspektive setzte im folgenden (in den siebziger und achtziger Jahren) nicht über die *Erhebungsverfahren*, sondern über die *Auswertungsverfahren* ein (siehe etwa Frake 1983 und Agar 1980). Grundlage dieses Verwissenschaftlichungsschubs war das Ausgehen vom sprachlichen Symbolmedium der sozialen Realität – teils als deren Konstitutionsgerüst, teils als deren Repräsentationsfolie gesehen. Manche Autoren zogen es auch vor, nicht von der grundlegenden *Sprach*konstitution, sondern von der *Text*konstituierung der soziokulturellen Realität zu sprechen; der epistemologische, grundagentheoretische und methodologische Reflexionsschub war aber den dezidiert sprachbezogenen Ansätzen äquivalent.

In der *Ethnologie* sind folgende neuartige Auswertungsverfahren und darauf aufbauende theoretische Betrachtungsweisen zu nennen:

- (a) die Komponenten- und Taxonomieanalyse, die auf Emile Durkheims und Marcel Mauss' (1969) bedeutende Schrift zur primitiven Klassifikation zurückgeht und insbesondere in der kognitiven Anthropologie von Charles O. Frake (1973, 1983) bis James P. Spradley (1979, 1980) entwickelt worden ist;
- (b) die Analyse von Austauschsystemen in Gesellschaften, wie prototypisch von Marcel Mauss (1968) und Claude Levi-Strauss (1967a, 1967b) zum Geschenke- und Heiratstausch vorgetragen;
- (c) die Mikroethnographie und die Videoanalyse (Streeck 1983), die auf der konversationsanalytisch-formalen sequenzanalytischen Betrachtungsweise fußen;
- (d) die ethnolinguistischen Stilanalysen zu Sprachstilen und zum Bilingualismus unter zentraler Verwendung des Konzeptes der Kontextuali-

sierungsmarkierer (Gumperz 1982; Kallmeyer/Keim 1986; Hamel 1988), sowie

(e) die Ethnographie des Sprechens mit der strukturellen Beschreibung der Sequenz von Sprechereignissen (Hymes 1973; Blom/Gumperz 1972).

In der *Soziologie* sind solche neuartigen sprach- und textorientierten Untersuchungsstrategien:

(a) die ethnomethodologische Aufdeckung der Herstellung von alltäglicher Geordnetheit und der Orientierung an Alltagsregeln sowie der lokalen Organisation von Arbeitsabläufen (Garfinkel 1973, 1967; Garfinkel/Lynch/Livingston 1981; Lynch 1985; Schrecker 1991);

(b) die Goffmansche Analyse von Rahmungen und Modalitäten sozialen Handelns (Goffman 1980);

(c) die sequenzanalytische Konversations- und Interaktionsanalyse (Sacks 1989; Schegloff/Sacks 1973; Kallmeyer/Schütze 1976; Bergmann 1981; Streeck 1983);

(d) die objektive Hermeneutik mit dem besonderen Augenmerk auf die Tiefe und Wirkmächtigkeit der Widersprüchlichkeiten in primären Sozialbeziehungen (Oevermann u. a. 1976, 1979);

(e) die (insbesondere biographieanalytische) Erzählanalyse mit der strukturellen Beschreibung narrativer Interviews (Riemann 1987; Schütze 1992b);

(f) die wissenssoziologische Untersuchung von praktischen Erklärungs- und Darstellungssystemen (accounts) (Sacks 1966; Turner 1968);

(g) die symbolisch-interaktionistische Forschungsstrategie der Untersuchung sozialer Welten (in der Nachfolge der Chicago-Soziologie – Strauss 1978, 1982);

(h) die symbolisch-interaktionistische Analyse von Aushandlungen und Arbeitsbögen (im Gefolge der Chicago-Soziologie – Strauss u. a. 1985, Strauss 1985, 1991).

Die neuen textorientierten Auswertungsstrategien haben später auf die Gestaltung der *Erhebungsstrategien* zurückgewirkt: Die Untersuchung elementarer Wissenssysteme in der Komponentenanalyse (wie z. B. der Krankheitskategorien im Alltagswissen – siehe Frake 1961, 1965) führte z. B. zur gezielten Suche nach frageintensiven Kommunikationskontexten des Alltagslebens, weil es in alltäglichen Frage- und Antwortspielen (wie in der Primärsozialisation oder in der Interaktion von Patienten und Naturheileren) in der Regel zu dichten Kategorisierungsaktivitäten kommt (Frake 1964). Die mikroethnogra-

phische und sprechethnographische Fragestellung der Analyse von Sprechsituationen, Sprechereignissen und Kontextualisierung von kommunikativen Kundgaben führte zur gesteigerten Sensibilität der Beobachtung von „Wellenkämmen“ und „Wellentälern“ von Handlungsaktivitäten (Pike 1964; Hymes 1973; McDermott/Gospondinoff/Aron 1978). Die Untersuchung der biographischen Erfahrungsdichte von narrativen Interviews zwang dazu, die Interviewsituation weitgehend vor Forscherinterventionen geschützt, quasi-monologisch zu gestalten (Schütze 1983, 1987a).

Ungelöst blieb zunächst noch das Problem der *schriftlichen Darstellung* ethnographischer Untersuchungen: Ethnographien gehen stets zurück auf komplexe singuläre Erscheinungen von sozialen Prozessen und sozialen Rahmen (Milieus, soziale Welten usw.), denen in ihrer Komplexität durch die wissenschaftliche Darstellung Rechnung getragen werden muß. Die komplexen singulären Erscheinungen müssen sowohl als Gesamtformungen als auch en detail in der vertiefenden analytischen Fokussierung auf natürliche Einheiten sozialer Aktivitäten bzw. Prozeßabschnitte dargestellt werden. Es sind also stets mehrere Ebenen der empirischen Betrachtung und analytischen Nachzeichnung im Spiel (siehe Schütze 1987b, 530 f.). Auch müssen die unterschiedlichen Akteurs-, Erlebnis- und Reflexionsperspektiven in komplexen Darstellungsmodalisierungen triangulierend, d.h. systematisch vergleichend, überprüfend und ergänzend aufeinander bezogen, berücksichtigt werden. Schließlich müssen die Untersuchungsprozeduren, die durch sie gewonnenen Ergebnisse und die Verallgemeinerungen aus letzteren auf der Grundlage kontrastiver Fallvergleiche dargestellt werden. All das setzt Darstellungskompetenzen voraus, die quasi-literarische Ausdrucksdifferenzierung und -prägnanz und dennoch zugleich wissenschaftlich-analytische Systematik und Stringenz aufweisen (siehe Geertz 1990; van Maanen 1988; Clifford/Marcus 1986; Clifford 1988). Die Schwierigkeiten der Darstellungsproblematik sind jedoch lange Zeit erheblich unterschätzt worden. Nun waren zwar die Schwierigkeiten bei der Abfassung grundlagentheoretisch und methodisch transparenter Forschungsberichte nicht zu übersehen; man glaubte jedoch fälschlich, stattdessen sei am Analysegang und an der Theoriebildung der Forschungsprojekte etwas falsch.

Insbesondere durch Clifford Geertz' (1990) Arbeiten zum literarischen Werk berühmter Sozialanthropologen, wie dem von Claude Levi-Strauss oder dem von E. E. Evans-Pritchard, ist dann eine ganze Welle von Betrachtungen zur literarischen Darstellungsproblematik des ethnographischen Untersuchungsunternehmens und seiner Perspektivik ausgelöst worden. Dies führt heute mitunter dazu, daß die Reflexion auf das quasi-literarische Subjekt des Forschers auf die Spitze getrieben und Ethnographie mit dem Schreiben von Berichtstexten gleichgesetzt wird. Dies ist meiner Meinung nach eine postmodernistische Übertreibung von Forschern, welche den jüngst entwickelten rigorosen sprach- und textanalytischen Forschungsverfahren selber zu wenig zutrauen oder diese nicht systematisch darstellbar machen können (möglicherweise auch deshalb, weil sie diese nicht voll beherrschen).

Aus meiner ganz skizzenhaften Darstellung der Entfaltung der ethnographischen Sichtweise wird deutlich, warum ich *nicht für eine integrale und abgegrenzte ethnologische oder ethnographische Fachmethode plädiere*, die glattgefügt und harmonisch etwa auf der Forschungsstrategie der teilnehmenden Beobachtung als Grund-Forschungsverfahren aufbauen würde. Dazu sind die entwickelten Forschungszugänge und Untersuchungsverfahren in der anthropologischen und soziologischen Ethnographie heute viel zu vielfältig. Es ist aber sinnvoll, die ethnographische Perspektive als eine *systematische Haltung gegenüber der sozialen Realität* zu bezeichnen, die sowohl für das wissenschaftliche als auch für das professionelle Handeln einschneidende Auswirkungen hat. Das *Grundverständnis dieser Untersuchungshaltung* läßt sich folgendermaßen kennzeichnen:

(a) Die soziokulturelle Realität der Problembetroffenen, die wir als Forscher oder professionell Handelnde erkunden, ist grundsätzlich unseren eigenen praktisch eingelebten Betrachtungsweisen fremd (Hughes 1971, 505 f.). Durch partielle Bekanntheiten von Teilaspekten dieser fremden Betroffenenrealität lassen wir uns nicht verleiten, dem zu untersuchenden Realitätsausschnitt ein vorgefertigtes, uns längst geläufiges Interpretationsschema überzustülpen. Stattdessen wählen wir eine verfremdende naturalistische Betrachtungsweise, die alle Vorannahmen und Teilwissensbestände des Hörensagens auszuklammern bestrebt ist und die sequenziellen Verhältnisse, Gegen-

satzanordnungen und Identitätswandlungen in den Blick nimmt. Dieser Fokus ist ohne Frage minutiöser, langfristiger, dichter und/oder breiter als die übliche alltägliche Aufmerksamkeitsspannweite, -tiefe und -breite.

(b) Die verfremdende naturalistische Betrachtungsweise setzt an dem Faktum an, daß die soziale Realität im sprachlichen Medium textuell vorinterpretiert und stilistisch dargestellt ist. Die Interpretationen des Ethnographen richten sich auf die empirisch zu entdeckenden sprachlichen, sich textuell niederschlagenden Vorinterpretationen, sehen diese aber in den sozialen Zusammenhängen ihrer Produktion und Verwendung (z. B. im Rahmen von Erleidensprozessen der Problembetroffenen und/oder im Rahmen ihrer Handlungsmuster), d. h. der Ethnograph „bricht“ in seinem sequenzanalytisch-interpretativen Vorgehen die ermittelten sprachlichen Vorinterpretationen der Betroffenen „pragmatisch“ mit Bezug auf deren Handlungs- und Erleidenskontexte. Die Interpretationen des Ethnographen sind mithin, ausgehend von denen der Problembetroffenen, solche zweiten Grades. Das darf aber nicht im Sinne der rationalen Nachkonstruktion von Alltagstypisierungen (ersten Grades), wie das Alfred Schütz (1962, 59) vorschwebte, verstanden werden, sondern im Sinne ihrer Einbettung in den jeweiligen alltäglich enaktierten sozialen Erzeugungs- und Verwendungszusammenhang, wie von Karl Mannheim (1964a, 105 ff.) vorgeschlagen. Es geht also darum zu erfassen, wie der untersuchte Weltausschnitt von den Betroffenen gesehen und verstanden wird, wie sie ihn in ihren Handlungs- und Bearbeitungsabläufen berücksichtigen und was ihre Sinngebungsmittel und -verfahren sind. Dies ist aber – das kann nicht genug betont werden – für Wissenschaftler und Professionelle gleichermaßen nur aufschlußreich mit Bezug auf die Prozesse des Handelns und Erleidens, in welche die Sinngebungsanstrengungen der Problembetroffenen eingebettet sind. Diese soziale Einbettung wird von den Betroffenen selber mit kontextuellem Bezug auf den jeweiligen sozialen Rahmen und in der Aushandlung von Situationsdefinitionen vollzogen. Wissenschaftler und Professionelle machen diese Einbettungsprozesse bewußt und konstruieren sie systematisch nach.

(c) Soziale Prozesse, soziale Rahmen und Situationsdefinitionen können nur in singulären Erscheinungen – in Fällen, die von Problemebe-

troffenen gelebt werden – und in ihrem Niederschlag in Primärmaterialien erfaßt werden (Ragin/Becker 1992). Primärmaterialien lassen die Betroffenen mit ihren Sinngebungsprozessen selber – tendenziell unter weitgehender Reduzierung des Einflusses des Forschers – zu Worte kommen.

(d) Der ethnographische Feldforscher ist durch sein praktisches Forschungshandeln in genau dieselbe Interaktion verflochten, die er analysiert, beobachtet und berichtet (Hughes 1971, 505 f.). Das führt zu Paradoxien des Forschungshandelns (zur „ethnographischen Unschärferelation“) und zu der Notwendigkeit, die eigenen Handlungsbeiträge und den spezifischen Instrumentcharakter des eigenen Forschungshandelns (einschließlich der eigenen Persönlichkeit und deren „Ausstrahlung“ als Forschungsinstrument) zu reflektieren. Die geeignete Praxisdevise für den Feldforscher ist es, sich als Lernender zu begreifen, der in einen für ihn fremden Gesellschaftsausschnitt auf abgekürzte Weise partiell sozialisiert wird – dies im Sinne des Einwanderers, der sich in einer fremden Gesellschaft zurechtfinden muß. Strategisch sind dann die persönliche Offenheit: die unbedingte Bereitschaft, sich der soziokulturellen Fremdeinwirkung zu unterziehen, und die systematische Motivation, das Auffinden besonders intensiver Lernsituationen zu betreiben. Ergebnis ist eine analytische Feldkenntnis, die zwar nur z.T. eigene praktische Handlungskompetenz nach den Standards der Problembetroffenen ermöglicht, stets jedoch Zusammenhänge sozialer Prozesse erkennen läßt, in welche die Problembetroffenen erleidens-, veränderungs- und handlungsrelevant verstrickt sind.

(e) Um die ungewöhnliche, verfremdende Perspektivität sowie das notgedrungen Feldverändernde und Artifizielle aller Ethnographie erkennen zu können, ist es unbedingt erforderlich, auch die Feldinteraktion des Forschers wiederum einer soziologischen Interaktionsanalyse zu unterziehen. Hierbei werden dann auch die Widerstände sowohl der untersuchten Problembetroffenen als auch die des Feldforschers bezüglich des kommunikativen Forschungsaustauschs entdeckt und analyserelevant gemacht. Dies führt einerseits zur Thematisierung von bisher im Praxisfeld ausgeblendeten Realitätserfahrungen und Aspekten von Sozialprozessen sowie andererseits zur Entdeckung der eigenen Fremdheiten sich selbst gegenüber, die erfahrbar wird, wenn man sich systematisch dem Fremden aussetzt, und der tieferliegen-

den eigenen Ähnlichkeit mit den untersuchten Betroffenen (Dumont 1978; Stagl 1981; Matthes 1985; Appel 1990).

(f) Die ethnographische Feldforschungsperspektive versucht, sowohl Nostrifizierungstendenzen als auch verdinglichende Verfremdungstendenzen abzuwehren. Mit „Nostrifizierung“ ist die Leugnung des Andersheitscharakters der untersuchten Erscheinungen, ihre Vereinnahmung in das eigene Bezugssystem und die kulturelle Vergewaltigung durch dieses gemeint (Stagl 1981; Matthes 1985). Mit „verdinglichender Verfremdung“ ist die Leugnung universal-humaner Gemeinsamkeiten zwischen Forscher und beforschtem Betroffenen, also die Unterstellung einer inkommensurablen Andersartigkeit ohne Verständniszugänge und Möglichkeiten des Perspektivenaustauschs bezeichnet (Schütze u. a. 1993).

Diese knappe Bestimmung der ethnographischen Untersuchungshaltung gilt im übrigen – wie schon gesagt – nicht nur für die wissenschaftliche Forschung, sondern auch für die professionelle Handlungsanalyse (und natürlich insbesondere auch für die supervisorische Selbstvergewisserung und -reflexion). Mit der skizzierten ethnographischen Haltung und deren Grundperspektivität sind die Verwendung aller Typen von Primärmaterialien im Untersuchungsgang und entsprechende Analyseverfahren vereinbar. Freilich müssen die unterschiedlichen *epistemischen Validitäten bzw. Erkenntnispotentiale der jeweiligen Materialsorten*, d. h. ihre jeweilige Art, soziale Realität auszudrücken, untersucht werden. Die ethnographisch interessierenden empirischen Erscheinungen lassen sich folgendermaßen klassifizieren:

- (a) Interaktionsabläufe mit Fokus auf das gegenwärtige Geschehen versus interaktive Kommunikationsabläufe mit Fokus auf vergangenes (oder auch zukünftiges) Geschehen;
- (b) individuelle versus kollektive Sinngebungen und Sozialprozesse;
- (c) Interaktions*mechanismen* (wie die Regeln des Sprecherwechsels oder Handlungsschemata) versus kommunikative Stile, Kategorien, Sichtweisen (d. h. kulturelle Muster und Wissensgehalte).

In den meisten Fällen steht eine Auswahl folgender Materialsorten zur Verfügung:

- (a) ethnographische Berichte,

- (b) Aktualtexte,
- (c) narrative Interviews,
- (d) Experteninterviews,
- (e) Gruppendiskussionen.

Da diese Materialsorten unterschiedliche Realitätsbezüge haben, im ethnographischen Vorgehen aber „ganzheitliche“ Phänomene erfasst werden sollen, an denen sehr unterschiedliche Realitätsperspektiven beteiligt sind, ist im ethnographischen Forschungsvorgehen in der Regel die *Datensorten- und Methodentriangulation* angesagt.

Für die *Abfassung von ethnographischen Untersuchungsberichten* lassen sich nunmehr ganz allgemein folgende *Prinzipien* formulieren:

(a) Die Akteure, die Schauplätze, die Milieus, die sozialen Welten müssen in ihren Kategorien und Relationen zueinander transparent werden. Hierbei soll von den Selbstdefinitionen der Akteure ausgegangen werden.

(b) Die Handlungs- und Prozeßrahmen des Problembetroffenen, der Professionellen, dritter Akteure und des Erkennenden müssen konturiert hervortreten. Hierbei soll zunächst von den Selbstdefinitionen aller beteiligten Akteure ausgegangen werden.

(c) Die Sequenz der Aktivitäten der Akteure des erkundeten Welt-ausschnittes und ihr interaktives Ineinander müssen herausgearbeitet werden.

(d) Die persönlichen Erfahrungen der Autoren, ihre Betroffenheit, ihre Innenwelt, ihre Veränderung müssen dargestellt werden, und zwar in Kommentaren, die den Ereignisdarstellungen angehängt werden.

(e) Die Diskrepanzen zwischen den offiziellen Absichten der Akteure und der durch sie repräsentierten Institutionen einerseits und den tatsächlichen Abläufen andererseits müssen einsichtig werden.

(f) Die Unterschiede der Erlebnis- und Verarbeitungsperspektiven des Autors als eines der Akteure und als des Geschichtenträgers der Erkundung. Zudem müssen die im Verlauf des Untersuchungsgangs sich entwickelnden *Veränderungen* der Erlebnis- und Verarbeitungsperspektiven herausgearbeitet werden.

(g) Die Unterschiede der Perspektiven der verschiedenen Akteure (der Problembetroffenen, Professionellen, Dritten, Erkunden-

den) – der Tendenz nach aller Akteursparteien – müssen repräsentiert werden.

(h) Die Distanz gegenüber dem dargestellten Geschehen muß im Bericht analytisch hergestellt werden. Alle Sinnbezüge und Wertungen müssen in Klammern gesetzt werden (Neutralitätsgebot).

(i) Die biographischen Lebenssituationen relevanter/wichtiger Akteure müssen versuchsweise verdeutlicht werden.

(k) Das Prozessuale, Geschichtliche der beobachteten Vorgänge und des Erkundungsgeschehens selbst muß in seinen Erlebnis- und Wirkzusammenhängen deutlich werden. Unterschieden werden können: Einrichtungs- bzw. Institutionsgeschichte, Situationsgeschichte, Interaktions- und Beziehungsgeschichten, biographische Geschichten, Veränderungs-Lerngeschichten, kollektive Geschichte.

(l) Allgemeine Prozeß-Ablaufsfolien, die ja stets einordnenden, analytischen, erklärenden Charakter haben, und singuläre („geschichtliche“) Ereignisse (samt der persönlichen Erfahrungen), die im Erkundungsgang erlebt bzw. auch indirekt ermittelt werden, müssen im Bericht unterscheidbar bleiben. „Echte“ Geschichten müssen in „echten“ Erzählungen dargestellt werden. Hierbei muß auch die persönliche Betroffenheit der Autoren zum Ausdruck kommen.

(m) Die Hintergründe, das Verdeckte, die Diskrepanzen, die unterschiedlichen Facetten und Ebenen sozialer Prozesse müssen im Bericht herausgearbeitet werden.

(n) Kontraste zu anderen vergleichbaren Erfahrungen, welche die Autoren in anderen Weltausschnitten bzw. anderen Bereichen der Gesellschaft machen konnte, müssen kommentierend und analysierend gebildet werden. Die Besonderheiten und die Allgemeinheiten der beobachteten sozialen Phänomene müssen voneinander differenziert im Bericht herausgearbeitet werden.

(o) Das Darstellungsprinzip des Berichts muß angegeben werden, die „heutige“ Berichts- und die „damalige“ Handlungsebene müssen unterscheidbar bleiben. Empirische Daten müssen zitiert werden; der Verarbeitungsprozeß der ursprünglichen Erlebnis- und Erfahrungsdaten muß transparent sein. Die Darstellungsebenen der Feldnotiz und des ethnographischen Schlußberichts müssen im Text unterscheidbar sein.

(p) Der ethnographische Endtext muß das ihm zugrundeliegende em-

pirische Ausgangsmaterial so detailliert präsentieren, daß eine kritische Reanalyse durch den Leser möglich ist.

Wenn ich auf die Ausführungen dieses Abschnittes noch einmal zurückblicke, dann wird ganz deutlich, daß der ethnographische Erkenntnisstil in den Sozialwissenschaften keineswegs durch eine ganz spezielle Methode geprägt ist wie etwa die der teilnehmenden Beobachtung. Stattdessen konstituiert sich der ethnographische Erkenntnisstil durch die *Dreieckswechselbeziehung* zwischen folgenden Komponenten:

- (a) einer *spezifischen ethnographischen Haltung und Sichtweise*;
- (b) dem *direkten Zugang auf textuelle Niederschläge des Lebens* (der Alltagswelt, der Lebensgeschichte und der kollektiv-historischen Veränderungsprozesse) der Menschen im Untersuchungsfeld als Primärdaten, die prozeßanalytisch und konstitutiv bedeutungsstrukturell analysiert werden können; sowie
- (c) der „*literarischen*“ *Form der ethnographischen Berichte*, welche die Begegnung mit den Primärdaten in selbstreflexiven strukturellen Beschreibungen unter systematischer Ausrichtung auf soziale und biographische Prozesse, insbesondere auch solche der Identitätsveränderung, sowohl szenisch als auch analytisch darstellen.

Der ethnographische Erkenntnisstil ist ein metatheoretisches und metamethodisches Gerüst aus Erkenntnisprinzipien, das jeder spezifischen Forschungsmethode voraus ist.

Er ist auf der *Ebene der Praxisreflexion* in etwa vergleichbar mit der Metaposition des supervisorischen Erkenntnisstils gegenüber den Handlungsmethoden und der methodischen Handlungsausrichtung der Sozialen Arbeit.

Sowohl Ethnographie als auch Supervision vermitteln eine Einstellung des sympathetischen Fremdverstehens und der freischwebenden Aufmerksamkeit gegenüber den Prozessen des Forschungsfeldes. Auch weisen Supervision und Ethnographie gleichermaßen sowohl eine sequenz- als auch kontrastanalytische Vorgehensweise auf.

Der ethnographische Erkenntnisstil schließt freilich, auch wenn er nicht selbst Methode ist, folgende Methoden der Sozialforschung grundsätzlich aus: solche, die *nicht* eine Fremdheitshaltung gegenüber den zu untersuchenden Erscheinungen einnehmen; solche,

die diese Erscheinungen nicht zu verstehen trachten (und zwar dies gerade in ihrer Fremdheit); solche, die nicht Primärmaterialien in der Existenzwelt der Menschen des untersuchten Gegenstandsfeldes aufsuchen, um Prozeßentfaltungen und Bedeutungen von Vorgängen in dieser Existenzwelt zu erfassen; sowie solche, die nicht die sprachlich-textuelle Gestaltung jener Vorgänge in der Existenzwelt würdigen und in der wissenschaftlichen Berichtsdarstellung zum Ausdruck bringen.

6. DIE KOMPLEXITÄT UND TIEFE VON BERATUNGSSITUATIONEN IM SOZIALWESEN: INTERAKTION, LEBENSMILIEU UND BIOGRAPHIE

Aus dem im dritten Abschnitt (S. 209–218) skizzierten Beispiel zur Situationsdefinition und zu den Handlungsabläufen, die zwischen der alten Klientin Frau Enkel und der jüngeren Sozialarbeiterin Frau König ausgehandelt werden, werden zwei wichtige methodische Folgerungen für den Erhebungs- und Analyseprozeß deutlich:

- (a) Wenn offene Prozeßabläufe wie Situationsdefinitionen rekonstruiert werden sollen, müssen die erhobenen Textmaterialien sequenzanalytisch beschrieben werden.
- (b) Für die Aufdeckung der Bedeutungsdichte müssen häufig *unterschiedliche* Materialsorten in der Analyse trianguliert⁹ werden.

Wie das geschehen kann, soll an einem *weiteren Fallbeispiel* dargestellt werden. In ihm geht es im Prinzip darum, wie der Sozialarbeiter, Herr Bürger, in der Beratungsinteraktionsgeschichte mit einer alten Klientin, Frau Menge, die einen Schlaganfall hatte, nach und nach lernt, daß diese in einer extremen Ausbeutungsfalle, die durch ihren Sohn aufgespannt wird, gefangen ist.

Vom Beratungsverlauf existiert eine relativ dichte Sequenz von ethnographischen Besuchsprotokollen aus der Feder des Sozialarbeiters, Herrn Bürger. Ich zitiere ein kleines Stück aus dem Beratungsprotokoll, das vom Sozialarbeiter, Herrn Bürger, verfaßt wurde, und den entsprechenden Abschnitt der strukturellen Beschreibung, die von der Sozialforscherin (und Sozialarbeiterin) Bärbel Lutze abgefaßt worden ist. Es wird im übrigen

⁹ Zum Konzept der Triangulation siehe Cicourel 1974; Flick 1991.

an der Präsentation dieses Text- und Analysebeispiels deutlich, daß auch ethnographische Beschreibungsprotokolle und nicht nur Transkriptionen von Aktualtexten und Erzähltexten sequenziell auf den Ablauf der Aktivitäten hin analysiert werden können; und zwar kann das sowohl auf Aktivitäten *innerhalb* des einzelnen Protokolls als auch auf Aktivitäten aus *unterschiedlichen* Protokollen hin geschehen. (Letzteres ist selbst dann möglich, wenn deren Interaktionsanlässe zeitlich weit auseinanderliegen.)

Der Auszug aus dem Beratungsprotokoll des Sozialarbeiters, Herrn Bürger, lautet folgendermaßen:

„Die alltägliche Versorgung der Klientin wird gegenwärtig im Rahmen der sozialen Netze der Nachbarschaft, im Familienverband und durch eine bezahlte Betreuerin aus der Nachbarschaft sichergestellt.

Während meiner Anwesenheit kommt ein Nachbar vorbei, der für die Klientin einen Einkauf übernommen hatte. Frau Menge erzählt, zwei Nachbarsfamilien (die ebenfalls schon lange in der Straße wohnen) würden täglich kurz bei ihr vorbeischauen, im Bedarfsfalle Einkäufe übernehmen, und sie hätten auch für den Notfall den Schlüssel zu ihrer Wohnung.

Daneben kümmern sich verschiedene Personen aus dem Familienverband um Frau Menge. Sie macht zu einzelnen nähere Angaben: Ihr Sohn scheint sie fast täglich kurz nach seiner Arbeit zu besuchen. Allerdings deutet sich an, daß sie mit dem Ausmaß der Kontakte nicht ganz zufrieden ist. Die zeitliche Begrenztheit der Besuchskontakte des Sohnes erklärt Frau Menge vor allem mit dessen beruflicher Situation. Sie berichtet voller Stolz von seinem beruflichen Aufstieg vom Kfz-Mechaniker bei einer großen Kasseler Firma zum Mitarbeiter im ADAC, den er über viele Fortbildungen vollzogen habe. Seine begrenzten zeitlichen Ressourcen sieht sie als Folge einer ‚Unentbehrlichkeit‘ im Büro – also eher als Zeichen seiner besonderen beruflichen Position, denn als Ausdruck einer strukturellen Arbeitsüberlastung aufgrund der Personalpolitik seines Arbeitgebers. (Diese Thematik war von der Klientin in den bisherigen Kontakten bereits mehrfach angesprochen worden.) Als besonderen Beleg der beruflichen Position des Sohnes führt sie heute seine Teilnahme an einer innerbetrieblichen Fortbildung zum gegenwärtigen Zeitpunkt an und die Kosten, die der Arbeitgeber dafür zu übernehmen bereit ist.

Als weiteren Erklärungshintergrund für die zeitlichen Grenzen der Besuchskontakte erwähnt Frau Menge latente Konflikte zwischen Sohn und Schwiebertochter. Ihr Sohn bekomme „Ärger“ mit seiner Frau, wenn er allzu lange bei seiner Mutter bleibe.

Der Kontakt mit Behörden, Ärzten usw. wird, Frau Menges Schilderung zufolge, im wesentlichen von ihrem Sohn übernommen. Auch der Einsatz

des Pflegegeldes, welches die Klientin bezieht, wird von ihm geregelt. So weiß sie weder die genaue Höhe dieser finanziellen Zuwendung, noch weiß sie, wieviel die Betreuerin für ihren Einsatz erhält ...“

Es soll im folgenden der Kürze halber nur derjenige Teil aus der strukturellen Beschreibung der Sozialforscherin Bärbel Lutze zitiert werden, der sich auf den zuletzt zitierten Absatz des Protokolls bezieht, in dem es um die Aktivitäten des Sohnes von Frau Menge geht:

„Die Erfüllung dieser sehr spezifischen Aufgaben scheinen ihren Sohn so in Anspruch zu nehmen, daß er darüberhinaus es nicht mehr für notwendig erachtet, seine Mutter – wie Frau Menge selbst berichtet – über die von ihm ausgeführten Geldgeschäfte zu informieren. Wohlwollend wäre in diesem Zusammenhang anzumerken, daß Hubert Menge die finanziellen Regelungen und Bankgeschäfte von seiner Mutter fernhält, um sie dadurch nicht unnötig zu belasten. Doch auch, wenn er dies möglicherweise nicht nur aus uneigennütziger Motivation tut, soll dieser Aspekt in der analytischen Betrachtung mitberücksichtigt werden.

Es ist anhand der Inhalte der Beratungsgespräche nicht eindeutig zu klären, aus welchem Anlaß und zu welchem Zeitpunkt Frau Menge die Selbstverwaltung ihrer Geldgeschäfte aufgegeben hat. Aus den ersten Protokollierungen der Beratungskontakte mit Herrn Gutmann geht hervor, daß die Klientin noch selber den Weg zur Bank auf sich nahm, um ihre Geldangelegenheiten direkt und ohne den Einblick außenstehender Personen zu tätigen. Ihrem Sohn hat sie sich diesbezüglich wohl auch nicht anvertrauen wollen, denn dagegen spräche die Tatsache, daß Frau Menge den Berater bittet, sie auf dem Weg zur Bank zu begleiten (siehe folgendes Protokoll aus der Feder von Herrn Guttmann: ‚Wir fahren zur Sparkasse und Frau Menge bittet mich, ein Brot und vier Berliner einzukaufen. Vermutlich hat sie Bedenken, wenn ich mit zur Bank gegangen wäre, daß ich dann die Möglichkeit des Einblicks in ihre Vermögensverhältnisse gehabt hätte.‘ – siehe Kontakt 03: 1/16–1/19). Ohne daß eine Verbindung durch Frau Menge explizit hergestellt wird, läßt sich annehmen, daß die Klientin mit ihrer Erkrankung – sie erlitt einen Schlaganfall – und der Einweisung in eine Klinik die Regelung der Geldgeschäfte ihrem Sohn übertragen hat, da sie sicherlich in dieser Situation und in der Folgezeit des Schlaganfalls nicht eigenverantwortlich mit der Regelung der Bankgeschäfte betraut werden konnte. Dies erklärt jedoch nicht, welche Motivation für ihren Sohn daraus abzuleiten ist, sie auch nach einer bedeutenden Verbesserung ihres Gesundheitszustandes weiterhin in einem Stadium

der Uninformiertheit hinsichtlich der Geldangelegenheiten und hinsichtlich der von ihm diesbezüglich vorgenommenen Regelungen zu belassen. Durch diese Handhabung spricht er seiner Mutter in aller Konsequenz die Fähigkeit, ihre Geldgeschäfte eigenverantwortlich und selbständig zu regeln, ab.“

Die Autorin der strukturellen Beschreibung ist zwar – im Gegensatz zum Autor des ethnographischen Protokolls, des Sozialarbeiters Herrn Bürger, zum Zeitpunkt seiner Abfassung – in der Lage, das finanzielle Unmündigwerden von Frau Menge zu konstatieren und auch den Umstand festzustellen, daß Frau Menge von ihrem Sohn auch nach ihrer körperlichen Rekonvaleszenz festgehalten wird, obwohl eigentlich kein zwingender gesundheitlicher und alltagspraktischer Grund mehr besteht. Sie ahnt aber nicht, daß der Sohn Frau Menges geradezu *systematische Vorkehrungen* getroffen hat, seine Mutter in finanzieller (und auch sonstiger) Unmündigkeit zu halten.

Die Vorkehrungen von Hubert Menge, seine Mutter unmündig zu halten, werden erst deutlich, als in einem späteren Beratungskontakt Frau Menge behutsam zum autobiographischen Sprechen gebracht wird¹⁰, das Tonband mitläuft und eine Konversationsanalyse durchgeführt werden kann:

B : Ja was mich noch – sehr lange beschäftigt hat, sie ham's letzte Ma als ich
dagewesen bin, ham se gesacht gehabt, ehm, es gibt so Dinge, die sie berühren,
die sie bewegen, die sie beschäftigen, die ganz tief so in ihrer Seele drin wären.
M : & Ja un das erzähl ich keinem. ... Kann
B : hmh
M : ich net.
B : & Also so ham se das auch 's letzte Ma erzählt – un, da hab ich
M : (mhm) mhm Tief
B : dann noch ma lange/, da hab ich nochmal lange drüber nachgedacht/
M : im Herzet tut's mir weh,
B : hmh
wei ich, dasch, so versteh daß es da eben schon auch, Dinge, gibt, die sie
M : mhm
B : ganz stark, belasten, die sie auch ganz stark beschäftigen, und wo's ihnen
M : jaja. mhm
B : eben auch schwer fällt, da jetzt mit jemandem drüber zu sprechen (-) ...
M : mhm Jaja.

¹⁰ Der Sozialarbeiter ist ausgebildeter Ethnograph und orientiert sich an der Idee des narrativen Interviews. Da Frau Menge extreme Kommunikationshemmungen hat, muß er aber immer wieder behutsam nachfragen.

... Darüber schweicht des/ ... na wie heißt das? ... Weiß ich net. Komm

B: ((nicht ganz ernst)) Ich au nich.

M: net druff, mhm ... Jaja ... Hat jeder Mensch ma was. Ne? mhm ... Jah.

B: hmh Jaj.

M: ((5 Sek.)) Ich weiß nit ich/ (-) was ich da sajgen soll. Darüber schweicht des (-) Geistes/(-)

B: Ach meinen s/ich glaub es heißt ‚Darüber schweicht des Sängers Höflichkeit.‘ Kann das sein? (-) ((lauter)) ‚Darüber schweicht des Sängers Höflichkeit.‘ (+)

M: Ach so das kann, das kann sein. (Jaja.) Darüber schweicht

B: Ich glaub so heißt es.

M: des Sängers Höflichkeit. mhm Ja das kann so sein. mhm – mhm ... ((lauter)) Ich

B: mhm

M: wollt ich wär nie geboren. ... (+) Das sacht ihnen au alles. ...

B: hmh Jah. Ham sie

das Gefühl, daß sie, in ihrem Leben, nur so viele schwieriche, und/

M: Nur/, nur nur, Pech,

B: Jah.

M: nur Pech hon ich gehabt. (-) Sehen se doch, min großer Junge (-) ne? gelemnt.

B: Jah.

M: bis 'e usgelemnt hatte, (un) me dachte er brüchte was und er war so 'n guter Kerle. (un) mußte sterben. ... mhm Ja, das war for mich der letzte Schlag.

B: Jah.

M: mhm ... Ja. Der war gut. (-) Der is ja au gut, aber der annere war (-) herzlicher.

B: mhm mhm Jah.

M: mh – Dieser is 'n bißchen brutaler. – mh Wenn ich was net verstanden hon un

B: mhm

M: ich frage nochma dam, ((ahmt Anschreien nach)) gakt er mich an daß (+) 'ses do drüben hören. ... Dann wer' ich böse. Hon jetzt neulich ma rausgeschmissen.

B: mhm ((nicht ganz ernst)) Ach

ja. (+)

M: mhm – Er schreit so. ... Er meint ich stelle mich an. I/ich/, wissen se ich

B: mhm

M: bin 'n ganzen Tach alleine, un wemm, er dann so kommt, achte ich manchmo gar

B: Jah.

M: net uff die Sätze die e spricht. Ne? (-) Un dann frächt e mich: „Host's dann

B: mhm

M: verstanden? Du mußt doch sprechen: ‚Nein.‘! ... Ne? ... Ja. So isses.

Es dürfte aus dem gerade zitierten Transkriptionsausschnitt hervorgehen, daß sich die Klientin, Frau Menge, in folgender schwierigen Lebenskonstellation befindet:

- (a) Frau Menge hat bei den zahlreichen Besuchen des Sozialarbeiters, Herrn Bürger, ihren Sohn Hubert stets als fürsorglichen Helfer dargestellt, der sie täglich besuche und für sie einkaufe. Nun wird deutlich,

daß der Sohn mit der schwerhörigen Mutter auf eine grobe, unnachsichtige Art interagiert. Frau Menge weiß sich in einer besonders kritischen Situation nicht anders zu helfen, als ihrem Sohn die Tür zu weisen. Sie ist in einer lebensgeschichtlichen Situation, in der sie sich notgedrungen auf ihren Sohn bezüglich elementarer Hilfestellungen verlassen muß und in der sie ihre Abhängigkeit mit dem angestrebten Deutungsversuch erträglich macht, ihr Sohn unterstütze sie aus echter Zuneigung und Hilfsbereitschaft. Sie vermag aber angesichts der vielen eklatanten Grobheiten des Sohnes diese Perspektive nicht konstant durchzuhalten. Sie hat nicht die Kraft, alle Grausamkeiten des Sohnes zu ertragen, und es erfolgen daraufhin erratische emotionale Versuche der Gegenwehr. Sobald sich Frau Menge wieder unter Kontrolle hat, nimmt sie dann erneut die Haltung der Selbstverschleierung ihrer wahren Lebenssituation gegenüber ein.

(b) Die wahre Lebenssituation von Frau Menge sieht so aus, daß sie auf das behutsame Nachfragen des Sozialarbeiters, Herrn Bürger, und nach verschiedenen entsprechenden Versuchen der abwehrenden Umschreibung („Darüber schweigt des Sängers Höflichkeit“) verhalten sagt: „Ich wollt, ich wär nie geboren. ... Das sacht ihnen au alles.“ Sie sieht sich in einer ausgewogenen Situation, in der es für sie nicht nur keine Lebensperspektive für die Zukunft mehr gibt, sondern in der gerade durch die quälenden Erfahrungen, die sie mit ihrem Sohn gegenwärtig macht, auch ihre ganze Vergangenheit als Familiengestalterin und Mutter abgewertet und von Sinn entleert wird. Sie befindet sich gewissermaßen bereits hinter ihrer (im sozialbiographischen Sinne abgeschlossenen) Lebensgeschichte, die sie als gescheitert erfährt. Sie kann in dieser „Vorsterbesituation“ (Schwalm 1983) nicht leben und nicht sterben. In ihr ist ihr im übrigen auch der Freitod als letzter Ausweg verwehrt, da ihr der Sohn Hubert – wie sie an anderer Stelle des Gesprächs bemerkt – gedroht hat, sie in diesem Falle nicht in angemessener Weise beerdigen zu lassen.

(c) Weitere Passagen des Gesprächs, die im obigen Ausschnitt nicht mehr zitiert sind, lassen das Bild entstehen, daß Frau Menge von ihrem Sohn Hubert in totaler finanzieller Abhängigkeit und Unmündigkeit gehalten wird. Er verwaltet ihre Rente und kauft für die Mutter den täglichen Lebensbedarf ein. Bei den Einkäufen richtet er sich nach den billigsten Angeboten; nie berücksichtigt er, was die Mutter wirklich gerne essen würde. Dennoch läßt er sie in dem Glauben, daß die relativ hohe Rente, die sie erhält, kaum die Kosten für den täglichen Lebensbedarf decke. Die zwingende Folgerung ergibt sich – ohne daß Frau Menge das im Interview selbst formuliert –, daß der Sohn den Großteil der Rente seiner Mutter für die Finanzierung seines Einfamilienhauses (oder auch für andere eigennützige Zwecke) abschöpft. (Frau Menge hatte für das Haus ihres

Sohnes auch schon früher, vor ihrer Erkrankung, freiwillige Zahlungen getätigt.) Der Sohn verhindert kommunikative Kontakte seiner Mutter mit der übrigen Familie: Die Mutter soll wohl nicht – ausgelöst durch eine offene und sympathetische Kommunikationsgemeinschaft mit ihren Verwandten – in eine interaktive Dynamik hineingezogen werden, in der ihre eigene, z. T. auch selbst aufgebaute, auf jeden Fall aber habitualisierte Selbstverschleierung hinsichtlich der Ausbeutungsfalle und die damit verbundene Erkenntnis- und Sprechbarriere durchbrochen werden könnte.

(d) Die Ausbeutungsstrategie, die der Sohn gegenüber der Mutter wahrnimmt, geht aus einer Beziehungsstörung zwischen den beiden hervor, die weit in die Lebensgeschichte von Frau Menge zurückreicht. Frau Menge hatte – wie sie im zitierten Gesprächsausschnitt sagt – neben ihrem jüngeren Sohn Hubert noch einen älteren Sohn gehabt, den sie sehr liebte und der auf tragische Weise ums Leben kam. Den jüngeren Sohn Hubert hatte und hat sie demgegenüber – das legen bestimmte Formulierungen eines späteren autobiographischen Gesprächs (ebenfalls in stilistischer Orientierung am narrativen Interview) mit ihr nahe – in ihrer emotionalen Zuneigung vernachlässigt. Das auf diese Weise bei ihr entstandene schlechte Gewissen hat sie dann dazu gebracht, ihren überlebenden jüngeren Sohn in sehr großem Umfang bei der Abzahlung seiner Hausschulden zu unterstützen. Dieser nun wiederum hat die finanziellen Zuwendungen seiner Mutter als „Wiedergutmachungszahlungen“ angesehen, die ihm moralisch und „von Rechts wegen“ zustünden. Auf diese Weise ist er dann – ohne das zunächst zu merken – immer stärker in eine Ausbeuterhaltung seiner Mutter gegenüber hineingerutscht. Als die Mutter dann durch ihren Schlaganfall hilflos geworden war und deshalb einerseits die von ihr zuvor durchaus noch ausgeübten Selbständigkeitsvorkehrungen und Selbstkontrollen hinsichtlich ihrer finanziellen Zuwendungen gegenüber ihrem Sohn Hubert fortfielen und andererseits vom Sohn auch tatsächlich erhebliche tagtägliche Unterstützungsleistungen getätigt werden mußten, fielen alle äußeren und inneren Hemmnisse für das Ausbeutungshandeln von Sohn Hubert fort, und die Ausbeutungsfalle schnappte für Frau Menge zu.

Aus den zugegebenermaßen nur sehr kursorischen Bemerkungen zum transkribierten Textauszug dürfte die *enorme Komplexität* und *symbolische Tiefe der Situation*, die sich in der Interaktion zwischen Sozialarbeiter und Klientin entfaltet, dennoch hinreichend deutlich hervorgehen:

Aus der zunächst von der Klientin und dem Sozialarbeiter eingenommenen Beratungsbeziehung, die beiden Interaktionsparteien relativ vertraut

erscheint und die allmählich bei den verschiedenen Besuchen mehr oder weniger pragmatisch realisiert worden ist, geht nunmehr durch die Initiative des letzteren („Ja, was mich noch – sehr lange beschäftigt hat, sie kamen ’s letzte Mal, als ich dagewesen bin, haben sie gesacht gehabt, ehm, es gibt so Dinge, die sie berühren ... die ganz tief so in ihrer Seele drinwären.“) eine *Kommunikationssituation des autobiographischen Sprechens* hervor. Eine solche Kommunikationssituation bedarf angesichts der biographischen Schwierigkeiten von Frau Menge zahlreicher Interaktionsaktivitäten, um sich allmählich als tragfähiges Aktivitätsmuster herauskristallisieren zu können. Dies ist deshalb erforderlich, weil das autobiographische Sprechen gegen die Widerstände der Klientin die Barriere der Selbstverschleierung überwinden muß (und hierbei schmerzhaft Erfahrungenbestände offenzulegen droht). Die Klientin deutet dann in Reaktion auf die Nachfrage des Sozialarbeiters bezüglich ihrer eigenen, im Gespräch zuvor gemachten autobiographischen Voranspielungen eine sehr schwierige Lebenssituation an, in der sie sich gegenwärtig befinde und die komplexe biographische Voraussetzungen habe. Der schwierige lebensgeschichtliche Zustand einer perspektivenlosen und sogar die eigene Vergangenheit entwertenden „Vorsterbe“-Existenz jenseits der als gescheitert und abgeschlossen erlebten Lebensgeschichte ist – das wird dann erschließbar, wenn man die verschiedenen ethnographischen Besuchsprotokolle mitberücksichtigt, in denen der Sozialarbeiter davon berichtet, daß die Geldgeschäfte der Klientin von ihrem Sohn geführt werden, und wenn man die späteren autobiographischen Einlassungen der Klientin hinzuzieht – von einer Beziehungskonstellation der Ausbeutungsfalle abhängig, in welcher der Sohn die Mutter gefangen hält.

Wollte man die verschiedenen gerade angedeuteten Schichten der komplexen Interaktionssituation zwischen Klientin und Sozialarbeiter eingehender untersuchen, müßten folgende *Ordnungselemente und Prozeßstrukturen der sozialen Realität* erörtert werden:

(a) Die allmähliche Entfaltung der Kommunikationssituation (Schütze 1987d) des biographischen Sich-Aussprechens in Entgegensetzung zur sonst üblichen Beratungsbeziehung; hier kommt es insbesondere darauf an abzuklären, wie die beiden Interaktionspartner – die Klientin und der Sozialarbeiter – sich über das der Interaktionssituation zugrundeliegende Vorstellungsmuster verständigen und einigen können, daß an der bisherigen Präsentationsweise der Klientin bezüglich des liebevollen Umsorgtseins durch den Sohn etwas nicht stimme, und wie es dann zu der zumindest zeitweilig von der Klientin ratifizierten Situationsdefinition kommt,

die man aus der Sicht des Sozialarbeiters durch den Satz kennzeichnen könnte: „Auch wenn es schwerfällt und sogar gefährlich ist, müssen wir über schreckliche Erfahrungen, die Sie, Frau Menge, gegenwärtig in ihrem Leben machen, hier und jetzt sprechen“;

(b) das Handlungsschema (Kallmeyer/Schütze 1976) des Sozialarbeiters, mit Mitteln autobiographischer Darstellungsstimuli Beschreibungs- und Erzählsequenzen bei der Klientin auszulösen und so zu autobiographischen Selbstklärungsschritten zu ermutigen;

(c) der professionelle Arbeitsbogen (Strauss 1985) des Sozialarbeiters, die Klientin nicht nur bei alltäglichen Schwierigkeiten punktuell zu beraten (z. B. ihr Briefwahlunterlagen zu besorgen und ihr bei deren Ausfüllung zu helfen), sondern sie auch biographisch zu begleiten und ihre Selbstklärungsprozesse und eventuellen existentiellen Gestaltungsversuche (z. B. bezüglich der Beziehungsklärung zum Sohn) zu unterstützen;

(d) die lebensgeschichtliche „Vorsterbe“-Fallensituation der Klientin, die das Ergebnis einer langandauernden, in die Lebensgeschichte tief zurückreichenden Erleidens-Verlaufskurve (Riemann/Schütze 1990) der Trauer um den Tod ihres geliebten erstgeborenen Sohnes und der Störung der Beziehung zu ihrem lebenden zweiten Sohn ist; die Klientin ist sicherlich zunächst nicht in der Lage, die Mechanismen und Dynamiken der Verlaufskurven zu erkennen und ihren eigenen Anteil an der Beziehungsstörung zu erfassen;

(e) die Mechanismen der Ausbeutungsfalle, in welcher die Klientin durch ihren Sohn gefangengehalten wird, mit den Elementen der vorsteuernden, minutiös kontrollierenden Alltagsorganisation, der Isolierung der Klientin bezüglich sozialer Kontakte zur Verwandtschaft und zu alten Bekannten sowie der interaktiven Einschüchterung und Unterdrückung (Degradierung) der Klientin (siehe Garfinkel 1974);

(f) die Mechanismen der Selbstverschleierung (siehe Schütze 1992b) der Klientin bezüglich des Verhaltens des Sohnes und ihrer eigenen Anteile daran; die Strukturen der Barrieren, offen mit wichtigen anderen und sich selbst interagieren und kommunizieren zu können und sich so über sich selbst reflexiv zu vergewissern; sowie

(g) die mit der Selbstverschleierung korrespondierenden Außenmechanismen der Reduzierung und Austrocknung der Sozialkontakte der Klientin und die progressive Behinderung ihrer Orientierungs- und Kommunikationsbezüge auf soziale Welten (siehe Strauss 1978), die über ihre häusliche Umgebung hinausgehen.

Die enorme Tiefe der Interaktionssituation zwischen der Klientin und dem Sozialarbeiter und die in ihr implizierten (real entfalteten oder

doch zumindest symbolisch präsentierten) *soziobiographischen Prozesse und Mechanismen können dann erfaßt* werden, wenn die ethnographisch gesammelten *Primärmaterialien als Texte minutiös sequenzanalytisch strukturell beschrieben* und *auf die Konstitutionswirkung ihrer Aufzeigemarkierer hin untersucht* werden. Die Aufzeigemarkierer verweisen z. T. auf Ordnungsmuster und Prozesse, die das Primärmaterial nur indirekt andeutet bzw. nur symptomatisch zum Ausdruck bringt, wie etwa die schwierige biographische Situation, in der sich die Klientin befindet. Bei ethnographisch-rekonstruktiven Materialanalysen geht es stets um empirisch begründete Wege der symbolischen und symptomatischen Ausdeutung von Verweisen auf zugrundeliegende Ereignis-, Stil-, Erlebnis-, Regelmuster (Mannheim 1964a, 120 ff.; Garfinkel 1973, 103, 235; Bohnsack 1983, Kapitel 1; Schütze 1993; Schütze u. a. 1993) sowie Erfahrungshintergründe, sinngebende Bezugsrahmen, durchlaufende biographische und/oder historische Prozeßstrukturen, die unübersichtlich oder gar verdeckt oder so selbstverständlich in der lokalen Kultur sind, daß von ihnen keine Notiz genommen wird. Das ethnographisch-symbolische Verstehen eröffnet Wege, ganz kleinschrittig-mikroskopische oder auch ganz weitreichende und flächendeckende Aufmerksamkeitsspannweiten, -tiefen und -breiten ein- und wahrzunehmen. Zwar sind diese in der Alltagsinteraktion und im Alltagshandeln ganz ungewöhnlich, durch sie werden aber (ungewußte oder zumindest unbeachtete) soziale Prozeßmechanismen und -zusammenhänge sichtbar, die das Alltagsleben und seine Handlungs- und Interaktionsabläufe wesentlich prägen.

7. METHODISCHE PRINZIPIEN DER ETHNOGRAPHISCHEN SICHTWEISE IN DER PROFESSIONELLEN SOZIALARBEIT UND IN DER FORSCHUNG

Eine wahrhaft *ethnographische Untersuchung begnügt sich aber nicht mit der strukturellen Beschreibung nur einer Materialsorte und mit deren symbolischer Ausdeutung*, wann immer die Erhebung und Betrachtung mehrerer Materialsorten machbar und vertretbar ist. Eine einzelne Materialsorte zeigt zumeist nur partikuläre Aspekte von Interaktions-, Lebens- und (geschichtlichen) Kollektivsituationen; die

Totalität von Situationen und die Komplexität der Gesamtbedeutungen kann von ihr in der Regel nicht repräsentiert werden.

Gleichwohl gibt es selbstverständlich *manche Forschungssituationen*, in denen grundsätzlich oder aus praktischen und/oder ethischen Gesichtspunkten heraus *nur die Dokumente einer einzelnen Materialsorte* erhoben und analysiert werden können (z. B. bei Forschungsfragestellungen über das persönliche Erleben und biographische Bearbeiten vergangener Erfahrungen). Dann sollten aber zumindest epistemologisch-grundagentheoretische Einsichten darüber vorliegen, was an Perspektiven und Einsichtsmöglichkeiten diejenige Materialsorte, auf die man sich in der Datenerhebung beschränken muß, systematisch ausschließt: in welcher Hinsicht sie also empirisch „blind“ bezüglich der Gesamtgestalt des zu untersuchenden Falles ist (siehe Schütze 1987a). Dies gilt z. B. für viele pragmatisch orientierte Beratungsgespräche zwischen Klienten und Sozialarbeiterinnen oder für die Arztgespräche. In solchen Gesprächen kommen gewöhnlich nicht biographische Tiefenerfahrungen zum Ausdruck, obwohl diese dennoch oft unausgesprochen präsent sind und von einem guten Ethnographen erspürt werden können. Die wechselseitige Ausblendung oder Umgehung biographischer Tiefenthemen findet natürlich unter der Bedingung ein Ende, daß eine Sozialarbeiterin oder eine Ärztin mit dem Klienten bzw. Patienten biographisch zu sprechen beginnt und dieser sich darauf einläßt.

Im Falle der Beratungsbeziehung zwischen Frau Menge und Herrn Bürger ist das zunächst nur sehr verhalten der Fall. Im Laufe der beiden Gespräche mit zunehmender biographischer Fokussierung wandelt sich dann aber die pragmatisch orientierte Beratungsbeziehung zum autobiographisch-narrativen Interview oder zu einer Situation tiefen biographischen Sprechens, und durch die Aufzeichnung, Transkription und strukturelle Beschreibung des so als neuen Datentypus hinzugewonnenen Datenmaterials wird im kontrastiven Vergleich zur bereits eingenommenen ethnographischen Untersuchungsperspektive (d. h. der Anfertigung ethnographischer Protokolle und ihrer strukturellen Beschreibung) eine qualitativ neuartige Einsicht in die Fallstruktur von Frau Menge deutlich: daß sich Frau Menge in einer bisher sorgfältig von ihr selber – auf Druck ihres Sohnes Herbert – verschleierte Ausbeutungsfalle befindet.

In der partikularen Perspektivik des Einzelfallmaterials fehlen oft die Hinweise auf derartige traumatische bzw. schambehaftete schwierige

Lebenssituationen (die ja gerade ausgeblendet oder unauffällig verdeckt werden), und/oder die symptomatischen Ausdrucksformen sind oft so unscheinbar, daß sie vom Forscher entweder bereits im Erhebungsprozeß, etwa bei der Abfassung von Feldnotizen und ethnographischen Protokollen auf der Grundlage von teilnehmender Beobachtung, oder bei der Textanalyse (dies insbesondere dann, wenn keine minutiöse sequenzanalytische strukturelle Beschreibung unter systematischer Berücksichtigung der formalen Darstellungsaktivitäten und Aufzeigemarkierer des Textes vorgenommen wird) unabsichtlich und unwissentlich übersehen und unwiederholbar verloren werden.

Es ist bezeichnend, daß im Beispiel des vorhergehenden Abschnitts die Sozialforscherin, welche die strukturelle Beschreibung der ethnographischen Protokolle des Beratungsprozesses „Frau Menge“ so bemerkenswert adäquat durchgeführt hat, die eigentlichen biographischen Tiefen, inneren Ausblendungsmechanismen und fallenartigen Beziehungshintergründe bezüglich der aktuellen Lebenssituation der Klientin nicht erfaßt hat. Dies ist ihr insbesondere nicht gelungen bezüglich des durchaus von ihr gesehenen und reflektierten Umstandes, daß die Klientin nach ihrer gesundheitlichen Rekonvaleszenz die Verfügungsgewalt über ihre finanziellen Angelegenheiten nicht zurückgefordert bzw. -gewonnen hat.

Die *Erhebung und Analyse von Dokumenten weiterer Materialsorten* zum selben Ereignishergang *beseitigt* in vielen Fällen *die systematischen Blindstellen*, die mit der analytischen Betrachtung nur einer Materialsorte notgedrungen verbunden sind. Es wird so eine vergleichende Betrachtung der interessierenden sozialen Einzelercheinung in ihren teils diskrepant erscheinenden, teils verdeckten Konstitutionsschichten unter verschiedenen Präsentations- und Analyseperspektiven möglich.

Im vorliegenden Beispielfall ändert sich durch die Einbeziehung eines neuen Erhebungstypus und durch das Abzielen auf eine andersartige weitere Datensorte (dies gerade auch aus professionellen und nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen) einerseits das Format der Gesprächssituation: aus einer kasuellen Beratungsbeziehung wird zwischen Klientin und Sozialarbeiter, partiell und zeitlich eingegrenzt, eine Beziehung der autobiographischen Rekapitulation und Klärung; und andererseits ermöglicht die andersartige Form der Aufzeichnung der Daten und der Materialpräsentation (Tonbandaufnahme und Transkription von Gesprächstexten) eine genauere sequenzanalytische Textuntersuchung.

Zugleich muß aber auch gesehen werden, daß in bestimmten Typen von Aktualtexten der Interaktion bzw. in ihren Transkriptionsaufbereitungen innere Zustände, intentionale Orientierungsgehalte und Motivationszusammenhänge z. T. sehr viel bruchstückhafter zum Ausdruck kommen als in ethnographischen Interaktionsprotokollen, in denen ja zumindest der Ethnograph seine inneren Zustände und ihre Änderung zum Ausdruck bringen sollte (Dumont 1978).

Der systematische Vergleich der Materialperspektiven und ihrer Gehalte befördert also nicht nur die *Entdeckung neuer Hintergrunderscheinungen* (z. B. Frau Menges tiefgehendes biographisches Erleiden in einer „Vorsterbe“-Situation), sondern macht auch die *triangulierende Zusammenfassung und Rekonstruktion der aus unterschiedlichen Materialperspektiven gewonnenen Informationen zu einem neuartigen*, bisher in der professionellen Praxis und im Untersuchungsgang *nicht gesehenen, nicht erkannten zugrundeliegenden Muster möglich*.

Die Ausbeutungsfalle, in der Frau Menge gefesselt ist (mit der finanziellen Quasi-Entmündigung, die aus den Interaktionsprotokollen hervorgeht), und deren lebensgeschichtlichen Hintergründe sind ein solches neuartiges zugrundeliegendes Muster, das erst durch die Material- und Methodentriangulation entdeckt und rekonstruiert werden konnte.

Aus den beiden (sicherlich sehr verkürzt dargebotenen) Fallanalysen „Frau Enkel“ im Abschnitt 3 und „Frau Menge“ im Abschnitt 6 geht hervor, daß die *ethnographische Erkenntnishaltung* in der Sozialen Arbeit folgende *grundlegende Merkmale* aufweist:

(a) Sie richtet ihr zentrales Augenmerk auf Situationen besonders dichter Symbolisierungen, die auf verdeckte Hintergründe, auf nicht sichtbare Bezugsrahmen, auf stillschweigende Ordnungsvorstellungen und/oder auf tiefliegende Widersprüche von sozialen Prozessen verweisen, in welche die Klienten der Sozialen Arbeit mit den Bindungsmechanismen einer Fallstruktur verwickelt sind.

(b) Es werden Schritte der Datenerhebung und Analyse unternommen, um die verdeckten zugrundeliegenden Muster (welcher Art auch immer) der sozialen Prozesse und der Fallstrukturen der Verwicklung aufdecken und verständlich machen zu können. Solche zugrundeliegenden Muster können biographisch aufgeschichtete Verlaufskurvensi-

tuationen des Erleidens der Klienten der Sozialen Arbeit mit ihren äußeren Rahmenbedingungen und ihren innerpsychischen und interaktiven Dynamiken sein, die wegen der mit den Verlaufskurvenerfahrungen verbundenen extremen Traumatisierungen oftmals verdeckt sind bzw. selber Verdeckungsfunktion haben. Es kann sich aber auch um langfristige anspruchsvolle und/oder riskante Handlungs- und Wandlungsprozesse der Klienten bzw. der Klientengruppe handeln, die diese sich selber nicht explizit klar zu machen, signifikanten anderen gegenüber einzugestehen und nach außen hin in der Öffentlichkeit zu vertreten getrauen. Das verdeckte zugrundeliegende Muster kann weiterhin in den stillschweigenden Orientierungsbezügen auf eine zunächst nicht in Erscheinung tretende, in ihrer Abgegrenztheit und Andersartigkeit nicht bewußte oder auch auf eine ausgeblendete soziale Welt bestehen. Das verdeckte zugrundeliegende Muster kann sich aber auch aus einem typischen Handlungs-, Interaktions- und Präsentationsstil eines zunächst nicht vertrauten oder versteckten sozialen Milieus konstituieren. Sehr häufig gehen entsprechende Muster aus folgenden Spannungs- bzw. Konfliktkonstellationen hervor: aus systematischen soziobiographischen Diskrepanzen aller Art; aus inter- oder auch intrapersonellen Interessengegensätzen; aus widerstreitenden Handlungsmustern; aus gegensätzlichen Bezügen auf unterschiedliche, möglicherweise mit einander in Widerstreit liegende, kulturelle und soziale Rahmenstrukturen; aus Dominanz- und Fallenstrukturen, in denen die *eine* Interaktionspartei die andere manipulativ verschleiert oder auch gegen deren ausdrücklichen Willen festhält; aus Selbstverschleierungszuständen, in denen die realen sozialen Prozesse und Lebensbedingungen mit ihren eklatanten Widrigkeiten für die Betroffenen so unerträglich sind, daß sie diese vor sich selbst verdecken usw.

(c) Die zugrundeliegenden Muster von sozialen Prozessen und Fallstrukturen sind für die betroffenen Klienten der Sozialen Arbeit entweder wegen ihres Traumatisierungs-, Interessen-, Verstrickungs- bzw. Schamgehaltes oder auch gerade umgekehrt wegen der kreativen Wandlungsprozesse, die mit ihnen, den Klienten, zunächst mehr oder weniger vage, unbemerkt und/oder unverständlich (und erst sehr viel später durchschaubar) vorgehen, in der Regel zunächst nicht formulierbar. Hinzu kommt, daß in den Routinen des Alltagslebens die Vorstellungsgehalte und Ausdrucksformen bei der Symbolisie-

zung zugrundeliegender Muster von sozialen Prozessen und Fallstrukturen selbstverständlich werden und dann für die in sie Verwickelten nicht mehr gegenüber dem sonstigen Alltagsgeschehen als Wahrnehmungsgestalten kognitiv und emotional abstechen und konturiert sind. Es muß also von der Sozialarbeiterin ein behutsamer „Übersetzungsprozeß“ der Beschreibung, Klärung, Interpretation und Deutung der Symbolisierungen mit Hinblick auf zugrundeliegende Muster von sozialen Prozessen und Fallstrukturen vollzogen werden, in den die Betroffenen nach ersten Klärungsschritten dann auch selber aktiv miteinsteigen können.

(d) Die Praktikerinnen in der Sozialen Arbeit – und entsprechend auch die Forscherinnen des Sozialwesens – beziehen sich auf die Situationen besonders intensiver symbolischer Verdichtung mit einer Einstellung des methodischen Fremdverstehens. Sie setzen nicht voraus, so wie das im Zuge der Routinepraktiken des Alltagslebens üblich ist, daß ihnen das, was ihnen in der Gestalt der Fallprobleme und Lebenssituationen ihrer Klienten und derer Kundgaben und Kommunikationsbeiträge begegnet, hinsichtlich der zugrundeliegenden Muster immer schon vertraut ist. Im Gegenteil, sie erwarten, daß sich ihnen im Zuge der kommunikativen und analytischen Annäherung an die Klientinnen allmählich etwas zeigen wird, was sie zunächst, am Anfang, noch nicht verstehen werden und was sie erst allmählich werden rekonstruieren können. Hierzu müssen in einer distanzierten freischwebenden Aufmerksamkeitshaltung symbolische Aufzeigemarkierer (erfahrungs- und handlungsinhaltlicher, textstruktureller, stilistischer und/oder symptomatischer Art) aus dem Fluß der Alltagsaktivitäten und -geschehnisse „isoliert“ werden, d. h. als Gestaltrepräsentationen möglicher zugrundeliegender Muster erkannt, als lohnende Objekte der Aufzeichnung bzw. der Beschreibung oder Erzählung textuell herausgehoben und als wichtige Gegenstände der analytischen Betrachtung (in der Forschung: als faßbares und verfügbares Datum; in der professionellen Praxis: als systematischer Merkposten) aufbereitet und festgehalten werden. Sodann ist es notwendig, sich in der methodischen Einstellung der Fremdheit das Funktionieren der symbolischen Aufzeigemarkierer als Repräsentanten der zugrundeliegenden Muster sozialer Prozesse, in die sie selber als Aktivitätsvollzüge „pragmatisch“ verwoben sind, und damit auch das Geflecht der wechselseitigen Verweise der Auf-

zeigemarkrierer aufeinander klar zu machen bzw. diese wissenschaftlich explizit herauszuarbeiten. Hierzu ist die Betrachtung „der Reihe nach“, d. h. in der Aufeinanderfolge der Erscheinungen, erforderlich bzw. die wissenschaftlich explizitere sequenzanalytische Betrachtung der Aufzeigemarkrierer in sich entfaltenden Präsentations- und Sozialprozessen (wie in der Ausgestaltung von sozialen Situationen, in der Auskristallisierung von sozialen Beziehungen, in der allmählichen Erfassung und Durcharbeitung von Verlaufskurven des Erleidens).

(e) Die Praktikerinnen in der Sozialen Arbeit müssen in ihrer Fallbezogenheit grundsätzlich die Totalität des von ihnen zu bearbeitenden Erleidens-, Wandlungs- bzw. Veränderungsprozesses im Auge haben, da die Klienten stets mit ihrer ganzen Existenz in die Fallentfaltung verwickelt sind. Dasselbe Totalitätsgebot der Betrachtung gilt für die Sozialforscher, die die Problem- und Arbeitsabläufe im Sozialwesen transparent machen und auf ihre Entfaltungsmechanismen hin erklären wollen. Deshalb muß immer eine Triangulation (Cicourel 1974; Flick 1991) der Interaktions- und Betrachtungsperspektiven all derjenigen Akteure vorgenommen werden, die in das Fallgeschehen verwickelt sind und waren. Das Triangulationsgebot der systematischen Verknüpfung und Kontrastierung der Erlebnis- und Betrachtungsperspektiven gilt aber auch für die unterschiedlichen interaktionsgeschichtlichen, beziehungsgeschichtlichen, institutionsgeschichtlichen, biographischen und kollektivhistorischen Erfahrungslagen, die mit den verschiedenen Phasen der einzelnen Fallentfaltung verbunden sind. Beide Arten der Perspektiventriangulation machen die Sammlung und methodische Betrachtung unterschiedlicher empirischer Fallmaterialien erforderlich. Notwendig sind repräsentative Fallmaterialien von all den sozialen und biographischen Konstitutionsebenen und Teilprozessen, welche in das Fallgeschehen involviert sind und waren. Dabei kommt es zur Anwendung und Verflechtung unterschiedlicher Einzelmethoden der Erhebung und der analytischen Erkundung, welche den jeweiligen Materialsorten entsprechen. Das Gebot der doppelten Perspektiventriangulation gilt gleichermaßen für Praktikerinnen als auch für Forscher in den Problem- und Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit. Letztere wenden die unterschiedlichen Analyse- und Erhebungsmethoden nur flächendeckender, umfangreicher und technisch expliziter an. Die Perspektiven-, Daten- und Methodentriangulation hat sowohl in der Praxis als auch in der

Forschung der Sozialen Arbeit die Aufgabe, die Totalität von (individuellen und kollektiven) Situationen des Erleidens, des Handelns sowie der stilistischen Gestaltung und der kreativen Veränderung systematisch in Betracht zu ziehen und die zugrundeliegenden Muster der Entfaltung von (individuellen oder kollektiven) Einzelfällen in ihrer Multiaspektualität zu erfassen.

(f) Selbstverständlich können Praktikerinnen und Forscher der Sozialen Arbeit grundlagenbezogenen Erkenntnisinteressen zuliebe nicht auf systematische Vergleiche zwischen sozialen und biographischen Erscheinungen aus unterschiedlichen Fällen verzichten, und sie müssen auch die Entfaltungsstrukturen solcher Fälle global unterscheiden, um die Typik der jeweiligen Fallstruktur erfassen zu können. Vergleiche elementarer Erscheinungen (z. B. im Zusammenhang mit Aufzeigemarkierern) aus unterschiedlichen Fällen stellen die Teil-Bausteine für die empirische Einzel-Beobachtung von Fällen bezüglich ihrer spezifischen Fallstrukturen zur Verfügung, und die fallübergreifenden Allgemeinheitsmerkmale elementarer Erscheinungen werden gerade auch unter vergleichender Ansehung der formalen Präsentationsaktivitäten sozialer Prozesse (z. B. textueller Art) und ihres pragmatischen Beitrages zum Vollzug dieser – im Rahmen der methodischen Einstellung der pragmatischen Brechung – herausgearbeitet. Auch die Vergleiche zwischen ganzen Fallgestalten setzen die analytische Einstellung der pragmatischen Brechung voraus, d. h. die Strategie der genetischen Betrachtung von Prozeßentfaltungen und der dazu erforderlichen Aktivitäten der Gesellschaftsmitglieder. Auf diese Weise können die Selbsttypisierungen und Selbsttheoretisierungen der Betroffenen einer verlässlichen empirischen Interpretation unterzogen werden, d. h. es kann dann entschieden werden, in welcher Hinsicht sie Momente der Fallentfaltung tatsächlich kognitiv erfassen oder auch mißverstehen oder gar verschleiern (siehe Schütze 1989, 1992b). Über die Fallvergleiche sind größere Prozeßkonstellationen, die in unterschiedlichen Fallausprägungen vorkommen, analytisch herausarbeitbar (wie z. B. die Konstellation der „Vorsterbe“-Situation oder die der familialen Ausbeutungsfalle); so können unterschiedliche Alternativen der Fallentfaltung eines einzelnen Fallstrukturtypus (z. B. die unterschiedlichen Umgehensweisen von Eltern mit Schulschwierigkeiten ihrer Kinder) sowie unterschiedliche Fallstrukturtypen insgesamt (z. B. dominante schulische Versa-

gensverlaufskurven von Jugendlichen vs. dominante außengeleitete Schul-Erfolgskarrieren) gestaltmäßig erfaßt und überblickt werden.

8. ETHNOGRAPHISCHE PERSPEKTIVE UND HANDLUNGSMUSTER DER SOZIALEN ARBEIT

Ich hatte wiederholt anklingen lassen, daß die ethnographische Haltung sowohl für die Sozialforscher, die sich mit Gegenstandsfeldern der Sozialen Arbeit befassen, als auch für Praktikerinnen der Sozialen Arbeit maßgeblich sein muß. Als wissenschaftlich begründete professionelle Praxis ist die Soziale Arbeit aufgefordert, ihren Problemfeldern und Handlungsschwierigkeiten nach bestem Wissen und Gewissen gerecht zu werden. Wie wir in den Abschnitten 3 und 6 gesehen haben, ermöglichte die ethnographische Sichtweise den Fachkräften Frau König und Herrn Bürger ein vertieftes Verständnis der Problemlagen der ihnen anvertrauten Klienten einschließlich der eigenen Handlungsmöglichkeiten und -schwierigkeiten. Das führte dann auch faktisch zu einer erweiterten Handlungskompetenz der beiden Fachkräfte.

In dem Praxisforschungsprojekt zur zugehenden Altenarbeit, aus dem die beiden Beispiele bzw. Textdokumente stammen, hat es *zwei Arten der wissenschaftlichen Einübung der ethnographischen Haltung* gegeben:

Einerseits waren die beiden Fachkräfte im Studium mit den Methoden der interpretativ-qualitativen Sozialforschung und entsprechenden theoretischen Ansätzen vertraut gemacht worden. Insofern war ihnen von Anfang an eine gewisse Sensibilität gegenüber den verdichteten symbolischen Kundgaben der Klienten zu eigen. So hatten sie beispielsweise die Fähigkeit, die z. T. sehr unscheinbaren, vagen und indirekten Kundgaben überhaupt erst als Gestalten zu erkennen und dann mit geeigneten Kommunikationsstrategien bezüglich der von ihnen symbolisierten zugrundeliegenden Muster „nachzuhaken“.

Andererseits wurden im Praxisforschungsprojekt Interaktionssituationen wie die zitierten im Arbeitszusammenhang einer Forschungswerkstatt für qualitative Sozialforschung noch *zusätzlich systematisch untersucht* – gerade auch solche aus denjenigen Fallarbeiten, mit denen die Sozialarbeiterin Frau König und der Sozialarbeiter Herr Bürger aktuell betraut waren. Die beiden Fachkräfte der Sozialen Arbeit hatten anschließend über die in

der Forschungswerkstatt analysierten Materialien der Kollegin bzw. des Kollegen (die diese bei ihren jeweils eigenen professionellen Fallbearbeitungsprozessen gesammelt, mitproduziert und aufgezeichnet hatten), also „über Kreuz“, Porträtkapitel mit strukturellen Beschreibungen und analytischen Abstraktionen anzufertigen. Durch die gemeinsame Analysearbeit in der Forschungswerkstatt (in der z. B. die Interaktions- und Erfahrungsperspektiven im Fallmaterial durch die verschiedenen TeilnehmerInnen der Forschungswerkstatt enacted und dann in systematischer pragmatischer Brechung auf die vom Datenmaterial ausgedrückten sozialen Prozesse bezogen werden) und durch die anschließende schriftliche minutiöse sequenzielle Einzelanalyse des Fallmaterials seitens der jeweiligen Fachkraft als Sozialforscherin wurde natürlich die ethnographische Sensibilität und Einsichtsfähigkeit noch einmal zusätzlich erheblich vertieft.

Auch entwickelten sich aus den analytischen Abstraktionen auf der Grundlage genauer struktureller Beschreibungen des jeweiligen Fallmaterials *theoretische Kategorien*, die Erklärungspotentiale für bisher rätselhafte Verhaltensweisen der Klienten, aber auch für bisherige merkwürdige und unerklärliche Fehlleistungen der Professionellen bereitstellten, wie z. B.:

Die Kategorie der systematischen Mißverständnisse im Generationenverhältnis aufgrund biographischer und kollektivhistorischer Vorgänge; die Kategorie der „Vorsterbe“-Situation jenseits der eigenen abgeschlossenen Lebensgeschichte; die Kategorie der Ausbeutungsfalle; die Kategorie der Selbstverschleierungsmechanismen hinsichtlich der Ausbeutungsfalle; die Kategorie der professionellen Dilemmata der Bearbeitung der Ausbeutungsfalle; die Kategorie des emergenten professionellen Beratungshandlungsschemas der pädagogisch-bildungsmäßigen Hilfe zur Selbsthilfe; die Kategorie des vorgeplanten professionellen Beratungshandlungsschemas zur Umgestaltung von Lebenssituationen (z. B. von Aspekten der Alltagsorganisation wie der Wohnungsreinigung und der Vorratshaltung); die Kategorie der systematischen professionellen Ausblendung von Ansätzen zum biographischen Sprechen bei der Sozialarbeiterin, wenn die Klientin darüber klagt, daß sie von ihrer Tochter im Stich gelassen werde (die Sozialarbeiterin hat in diesem Bereich angesichts ihrer Beziehung zur eigenen Mutter selber Verletzungsdispositionen) usw.

Mit derartigen theoretisch-analytischen Kategorien konnten sich die beiden Fachkräfte sehr viel verständnisvoller in die Problemlagen der Klienten hineindenken (und kommunikative Bearbeitungsstrate-

gien entwickeln, die sich z. B. in unserem ersten Beispiel auf die Verbesserung des sozialen Verhältnisses zwischen Frau Enkel zu ihrer Tochter und zu ihrer Enkelin richten). Sie vermochten auch sehr viel umsichtiger die Schwierigkeiten und Gefahren, die für die Klientin bzw. den Klienten in einer lebensgeschichtlichen Problemlage enthalten sind, zu prognostizieren (etwa die Merkmale der akuten Lebensbedrohungskrise, die dann erwüchse, wenn sich Frau Menge in unserem zweiten Beispiel ohne eine hinreichende emotionale und soziale Abstützung durch familiäre und außerfamiliäre Helfer gegen die Ausbeutungs- und Degradationspraktiken ihres Sohns zu wehren begänne), und sie konnten entsprechend mit den Mechanismen solcher Lebensbedrohungskrisen sehr viel behutsamer umgehen als ohne derartige analytische Kategorien und Einsichten.

Die ethnographische Haltung ist in *Handlungszusammenhängen der Sozialen Arbeit* – ob sie nun durch systematische Ausbildung, aktuelle selbstreflexive Handlungsforschung und/oder durch Selbstvergewisserungs- und Selbstreflexionspraktiken wie die der Supervision grundgelegt wird – aus einem doppelten Grunde von besonderer Relevanz:

(a) Einerseits stoßen Fachkräfte der Sozialen Arbeit auf die systematische Fremdheit von Lebensstilistiken und Lebensäußerungen ihrer Klienten, wie sie sich unter dem Druck von extremem Leid im Verlauf der Problemgeschichte, so z. B. bei mißhandelten Kindern und Frauen oder bei Obdachlosen, und rasanten kulturellen Identitäts-Wandlungsprozessen, so z. B. bei Jugendlichen und marginalen Existenzen wie Aussiedlern und Asylbewerbern, ausprägen. Diese systematische Fremdheit wird zusätzlich noch dadurch verstärkt, daß Menschen in solchen extremen Fremdheitssituationen dazu neigen, ihre eigenen Wahrnehmungs- und Präsentationsperspektiven künstlich einzuengen, um mit den irritierenden Fremdheits- und Stigmatisierungserfahrungen ihrer Lebenslage nicht bewußt konfrontiert zu werden. Durch solche Ausblendungspraktiken werden die Kommunikations- und Verständigungsmöglichkeiten noch zusätzlich eingegrenzt. Die ethnographische Perspektive hat diesbezüglich die Funktion, die Klienten der Sozialen Arbeit und ihr Verhalten in ihren Fremdheitsmerkmalen anzuerkennen und allmählich im Vollzuge des Fremdverstehens verständlich zu machen, ohne daß einer-

seits über sie ein essentialistisches Verdikt der Kommunikations- und Verständigungsunmöglichkeit gesprochen wird und ohne daß sie andererseits im Rahmen einer Mißachtung oder Verniedlichung ihrer strukturellen Fremdheitsmerkmale paternalistisch vereinnahmt werden.

Ersteres ist ein systematisch perspektivenverzerrendes Handlungsschema der externalisierenden Fremdmachung, das bedauerlicherweise in der deutschen „Asyldebatte“ das Honorigkeits-Siegel eines kollektiven Gesellschaftsinterpretaments erhielt. Letzteres ist das systematisch perspektivenverzerrende Handlungsschema der Nostrifizierung, das im (inadäquaten!) kollektiven Verständnis einer Gesamtgesellschaft die gesellschaftliche Aufgabe der lückenlosen kulturellen Integration von Ausländern und von Menschen mit andersartigen Lebensstilelementen verfolgt.

Dieses Handlungsschema war beispielsweise auch bei den etablierten Mitgliedern der mittleren Generation und Inhabern von Machtpositionen gegenüber den Studenten in der historischen Phase der Studentenrevolte virulent (siehe Schütze u. a. 1993).

Beiden Handlungsschemata liegt ein kollektiver (und sekundär dann auch individueller) Gemütszustand zugrunde, das Andersartige in seiner fremden, unverständenen Andersartigkeit nicht ertragen zu können. Die repressiven Begleiterscheinungen, die aus einer solchen emotionalen Unduldsamkeit gerade als kollektives Massenphänomen erwachsen, sind unübersehbar. Das Sozialwesen steht stets in der *Gefahr, in Übernahme wahrnehmungsverzerrender gesamtgesellschaftlicher Betrachtungskonjunkturen und Denkwänge im Zuge der Deformierung von gesellschaftlichen Diskursuniversa solche kollektiven Haltungen auf alle Schwachen, Andersartigen, Rebellischen in der Gesellschaft als potentielle Klienten der Sozialarbeit zu übertragen*. Dies geschieht insbesondere dann, wenn von den sich auskristallisierenden professionellen Standards der Sozialen Arbeit abgesehen wird.

(b) Andererseits ziehen die drei grundlegenden Interventionsformen der Sozialen Arbeit – diejenige der Bildung, diejenige der sozialen Therapie und diejenige der unterstützenden Gestaltung von Lebenssituationen (in Form sozialer Dienste) – die Fachkräfte der Sozialen Arbeit immer wieder in Handlungssituationen hinein, in denen sie mit neuartigen und fremdartigen Erscheinungen konfrontiert werden und eine prinzipiell ethnographische Perspektive einnehmen müssen.

Das Handlungsmuster der Bildung richtet sich auf die Herstellung und Gestaltung von außerfamilialen und außerunterrichtlichen Milieus des Lernens und der individuellen, gruppenspezifischen und kollektiven Identitätswandlung in inter- und insbesondere intragenerationalen Übertragungskontexten (ebenso auf die Anbindung der Bildungssubjekte an entsprechende Unterstützungsinstanzen wie stabilisierende Gruppen, signifikante Andere oder Fremdheitserfahrungen und Wandlungsimpulse vermittelnde soziale Welten sowie auf die Förderung der Zugänglichkeit, Attraktivität und Wirkmächtigkeit dieser Instanzen für einzelne Bildungssubjekte). Das Handlungsmuster der sozialen Therapie richtet sich auf die Herstellung und Gestaltung von therapeutischen und rehabilitativen Milieus, auf die biographische Beratung angesichts langgezogener, für die betroffene Identität zentraler Erleidensprozesse (einschließlich von Phänomenen der Sucht, der Transformation des Erleidens und der Ausblendung) und auf die Anwendung von Verfahren der Interpretation und Bearbeitung der Erleidensprozesse bezüglich der Bedingungspotentiale und/oder der Dynamik des Erleidens. Das Handlungsmuster der sozialen Dienste richtet sich auf die Überwindung identitätsabträglicher oder gar unhaltbarer Lebenssituationen und die Kontrolle ihrer Destabilisierungsmechanismen unter analytischer Berücksichtigung der Problempotentiale von individuellen bzw. kollektiven Lebensgestaltungsmustern und der Massierung von individualbiographischen bzw. kollektiven Problemen in „circulus vitiosus“-Prozessen; Instrumente sind Beratungskommunikationen zur Anamnese und Bearbeitung von biographischen und kollektiven Prozessen der Problementfaltung, Strategien der Hilfe zur Gestaltung von lebenswerten Lebenssituationen im individuellen und kollektiven Rahmen (Beantragung von Hilfen; Organisationsentwicklung, Sozialplanung) sowie die Beförderung von kollektiven (insbesondere sozialpolitischen) Lernprozessen.

Die drei grundlegenden Interventionsformen des Sozialwesens implizieren bei ihrer professionellen Inangriffnahme das Sich-Einlassen auf komplexe Arbeitsbögen und Handlungsmuster, die zumindest phasenweise den Akteuren im Sozialwesen (und sicherlich z. T. auch den Klienten) unbekannt sind. In ihrer Fallanalysekomponente machen sie die ethnographische Erkundung bisher unbekannter Entwicklungs-, Gestaltungs- und Problemkonstellationen; neuartiger Veränderungen-, Handlungs- und Erleidenssituationen; überraschender sozialer Rahmen und unerprobter organisatorischer Arrangements; sowie in vielen Fällen auch der andersartigen oder gar exotischen Ver-

haltensweisen bisher fremder Mitakteure erforderlich. Dies ist eine Art methodischer Zwang zur *Generalisierung innerhalb der Fall-Prozeßgestalt*¹¹ mit der zwingenden Notwendigkeit für die Professionelle bzw. den Professionellen, sich mit Fremdheitserfahrungen zu konfrontieren und diesen gegenüber eine offene Erkundungshaltung einzunehmen, so daß die zunächst verdeckten zugrundeliegenden Muster von Fallproblematiken und ihrer Entfaltungswege sowie ihrer Bearbeitungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten erfaßt und ernst genommen werden können. Darüberhinaus impliziert die professionelle Ausfüllung der drei Interventionsformen den fortlaufenden *kontrastiven Vergleich verschiedener grundlegender Entwicklungs-, Gestaltungs- und Problemtypen, Prozeßmechanismen und Bearbeitungsmöglichkeiten* innerhalb der jeweiligen Interventionsform.

Zum Beispiel wird so im Bereich der Interventionsform „Bildung“ der Vergleich zwischen verschiedenen Arten von Lernmilieus und der Orientierung an ihnen erforderlich, im Bereich der Interventionsform „soziale Therapie“ der Vergleich zwischen verschiedenen Festhaltemechanismen in systematischen Fallensituationen wie denen der Sucht, im Bereich der Interventionsform „soziale Dienste“ der Vergleich zwischen verschiedenen grundlegenden Strategien der Hilfe und Gestaltung von existenzermöglichenden Lebenssituationen.

Hierbei ergibt sich fortlaufend die Notwendigkeit zur Erkundung anderer, zunächst noch unvertrauter Möglichkeiten und zum Vergleich dieser mit dem bereits Vertrauten. Dies ist eine Art methodischer Denkwang zur *Generalisierung aus dem externen Kontrast unterschiedlicher Fall-Prozeßgestalten*. Beide Vergleichsweisen – sowohl die interne als auch die externe – machen ethnographische Erkundungen im Sinne des sympathetischen Fremdverstehens erforderlich.

Entsprechend einer generalisierten wissenschaftlich-ethnographischen Perspektive geraten durch den fallinternen und den fallübergreifenden Abstraktions- und Generalisierungsdruck, der mit der zentralen Orientierung an den drei grundlegenden Interventionsformen der Sozialen Arbeit (der Bildung, der sozialen Therapie und der sozialen Dienste) provoziert wird, auch immer stärker die *interdisziplinären Grundlagenerscheinungen und -verrichtungen der So-*

¹¹ Geertz (1973) spricht von „generalization within the case“, bezieht sich dabei aber stets auf kollektive Fälle.

zialen Arbeit in den Blick.¹² Diese beziehen sich teils auf die je spezifischen grundlegenden Implikationen und Voraussetzungen der drei elementaren Handlungsmuster der Interventionsformen, z. B. biographische und soziale Bedingungen der Identitätsentwicklung, Merkmale von therapeutischen Milieus, „natürliche Ablaufgeschichte“ und „circulus vitiosus“ sozialer Probleme, teils aber auch auf universale Erscheinungen und Mechanismen, die in allen drei Interventionsformen gemeinsam und durchlaufend anzutreffen sind, wie z. B. die Problem- und Fallentfaltung, die Komponenten des klientenbezogenen Arbeitsbogens oder die Organisationsentwicklung samt ihrer Analyse-, Kommunikations- und Arrangement-Vorkehrungen. Solche interdisziplinären Grundlagenerscheinungen, für deren Erkenntnis und Bearbeitung eine verfremdende und zugleich verstehende ethnographische Betrachtungsweise konstitutiv ist, werden zwar in der Regel gegenwärtig noch im „zünftigen“ Bezugsrahmen von Fundierungsdisziplinen wie Psychologie, Pädagogik, Soziologie oder Linguistik untersucht, entsprechende fachspezifische Forschungen sind aber heutzutage immer stärker einer *interdisziplinär-sozialwissenschaftlichen Diskursarena* bezüglich der Erörterung ihrer Planung, der Wege ihrer Durchführung und der Kriterien ihrer kritischen Beurteilung ausgesetzt. An manchen akademischen Professionsschulen, wie denen für das Sozialwesen (und sogar an manchen klassisch zugeschnittenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten), sind im Hinblick auf die Erarbeitung derartiger sozialwissenschaftlicher Grundlagentheorien die Fächergrenzen auch fast schon obsolet geworden. Über Beratungsprozesse z. B. wird gleichermaßen in den Fundierungsdisziplinen der Pädagogik, Psychologie, Linguistik und Soziologie gearbeitet, und immer stärker werden die Betrachtungsweisen und Ergebnisse in der jeweils anderen Disziplin für die eigene Vorgehensweise mitberücksichtigt.

Der Abstraktionsdruck zur grundlagentheoretischen Betrachtungsweise entstammt in der Sozialen Arbeit dem Nachvollzug der inhärenten Logik ihrer drei grundlegenden praktischen Interventionsformen, nämlich derjenigen der Bildung, derjenigen der sozia-

¹² Die folgende Darstellung orientiert sich an Überlegungen zur Architektonik der Lehr- und Forschungsgebiete und zu den entsprechenden Innovationspotentialen von akademischen Professionsschulen, wie ich sie am Beispiel der Gesamthochschule Kassel entwickelt habe (Schütze 1988).

len Therapie und derjenigen der Gestaltung sozialer Situationen, d. h. der sozialen Dienste. (Und den Interventionsform-Logiken liegt z. T. die noch elementarere Aktivitäts- und Gestaltungslogik universaler Arbeitsbögen und Handlungsschemata zugrunde, wie sie etwa in linguistischer Diskursanalyse, philosophisch-analytischer Handlungstheorie und soziologischer Interaktions- und Konversationsanalyse untersucht werden). Die abstrakte Betrachtungsweise ist aber, sofern sie empirisch-erkundend ist, nicht ohne den zugleich prozeßanalytischen, bedeutungskontrastierenden, verfremdenden und verstehend-nachvollziehenden ethnographischen Blick möglich. Insbesondere die Fremdheitsbetrachtung schafft Sensibilität und Perzeptionsmöglichkeit für die elementaren Prozeßphänomene der Grundlagentheorie: dadurch daß sie ungewöhnliche Aufmerksamkeitsspannweiten, -breiten und -tiefen einnimmt (siehe Abschnitt 4).

Zwar entstammt die ausdifferenzierte und sich ihrer selbst bewußte ethnographische Betrachtungsweise den (fachlich-„zünftigen“) Fundierungsdisziplinen der Ethnologie bzw. Sozialanthropologie, Soziologie und (Ethno-)Linguistik; es war aber schon eingangs im Abschnitt 2 am Beispiel des fallanalytischen Ansatzes von Mary Richmond aufgezeigt worden, daß auch der Erkundungslogik der Sozialen Arbeit eine sympathetisch-fremdverstehende, quasi-ethnographische Betrachtungsweise zu eigen ist. Dies ist im Verlaufe der Argumentation des vorliegenden Aufsatzes dann auch für die Analysekomponente der großflächigen Arbeitsbögen und Handlungsschemata der drei grundlegenden Interventionsformen *der heutigen Sozialen Arbeit*, nämlich derjenigen der Bildung, der sozialen Therapie und der sozialen Dienste (bzw. der Gestaltung von Lebenssituationen), empirisch und epistemologisch in systematischer Absicht herausgearbeitet worden. Es wurde deutlich, daß die Arbeitsbögen und Handlungsschemata der drei Interventionsformen des Sozialwesens sowohl aus dem Umstand der grundlegenden Fremdheit vieler Klienten-Lebenssituationen als auch aus dem Denkwang ihrer eigenen grundlegenden Erkenntnislogik zu Abstraktion, Kontrastierung, Gestaltvervollständigung und Perspektivenverfremdung heraus eine quasi-ethnographische Erkenntnishaltung erheischen, die dann in den wissenschaftlich expliziten Formen der Fallanalyse ihrer selbst bewußt wird und schließlich im Sinne epistemischer Prinzipien reflektiert und ausformuliert werden kann.

Diesbezüglich muß dann allerdings sorgfältig beachtet werden, daß Ethnographie weder in den Handlungs- und Forschungskontexten der Sozialen Arbeit noch in der Soziologie oder Ethnologie (bzw. Sozialanthropologie) eine spezielle Einzelmethode ist. Stattdessen handelt es sich bei Ethnographie um eine *grundlegende Erkenntnishaltung*, die den drei Interventionsformen der Sozialen Arbeit erkenntnislogisch inhärent ist und bei ihrer Explikation zum bestimmenden Erkenntnismodus der sozialwissenschaftlichen Grundlagentheorie des Fallverstehens wird. In diesem systematischen erkenntnislogischen Sinne ist die ethnographische Erkenntnishaltung den drei Interventionsformen des Sozialwesens, den Anwendungs- bzw. Morphologiedisziplinen der Sozialen Arbeit (wie Soziale Gerontologie – siehe Schütze 1988, 45–51) und deren Handlungszusammenhängen sowie den für das Sozialwesen relevanten fachlichen Fundierungsdisziplinen (wie Pädagogik, Psychologie, Soziologie) immer schon voraus. Das heißt, das Betreiben einer sozialwesensspezifischen Therapiewissenschaft als wissenschaftlicher Explikation der Interventionsform „soziale Therapie“, einer anwendungsbezogenen Morphologiewissenschaft wie Sozialer Gerontologie oder einer Fundierungsdisziplin wie Pädagogik (soweit letztere in die Erkenntniszusammenhänge der sozialarbeiterischen Fallanalyse eingebracht wird) macht immer auch eine zumindest partiell ethnographische Betrachtungsweise erforderlich. Eine solche Feststellung soll gerade nicht der „Beglückung“ der Sozialen Arbeit mit einem ganz neuen und speziellen Methodeninstrumentarium das Wort reden, sondern umgekehrt *das* zu Bewußtsein bringen, explikationsfähig und damit sicherlich *auch* methodisch zünftig machen, was als Erkenntnispotential in der Praxis der Sozialen Arbeit angesichts der Konfrontation mit essentiell fremden Lebenssituationen und angesichts der Erkenntnislogik der drei grundlegenden Interventionsformen der Bildung, der sozialen Therapie und der sozialen Dienste bzw. der Gestaltung von Lebenssituationen immer schon faktisch angelegt ist und von sensiblen und umsichtigen Sozialarbeiterinnen auch immer schon „irgendwie“ (und erstaunlich verständnisfindig und handlungsmächtig) beachtet worden ist und wird.

Mit der Explikation der ethnographischen Sichtweise in der Sozialen Arbeit, der im vorliegenden Aufsatz das Wort geredet wird, ist kein Paradigmenwechsel von anderen, eher psychologischen oder thera-

peutischen Traditionen des einführenden Verstehens fort zu einer in sich abgegrenzten sozialwissenschaftlichen Betrachtungsweise und Methodologie angestrebt. Die wissenschaftliche Explikation der naturwüchsig bereits in der Berufspraxis angelegten ethnographischen Sichtweise in der Sozialen Arbeit erhöht gerade umgekehrt das Potential an interdisziplinärer Zusammenarbeit auf dramatische Weise: So kann z. B. für Therapiewissenschaftler erkennbar werden, daß sie in Forschungsfeldern wie demjenigen der verfahrensmäßigen Erarbeitung der Sozialdiagnose (in der professionellen sozialtherapeutischen Handlungspraxis) oder demjenigen der verfahrensmäßigen Grundlagen von Beratung ganz ähnliche Fragestellungen und Probleme verfolgen wie „fundierungsdisziplinäre“ Wissenschaftler in der Sozialen Arbeit, die sich erziehungswissenschaftlich mit Bildungsprozessen befassen oder sich auf soziologisch-grundlagentheoretische Weise mit Handlungsschemata der Diagnose und Beratung und biographischen Prozeßstrukturen wie derjenigen der Wandlung beschäftigen. Zugleich wird durch diesen ethnographisch inspirierten interdisziplinären Diskurs innerhalb und im Umkreis der Sozialen Arbeit auch die Reflexion über die Eigenbeteiligung der Professionellen und der Forscher am betrachteten Phänomen (wie dem der Diagnose oder Beratung) gefördert. Denn diese gehört – angesichts der Problematik der „ethnographischen Unschärferelation“ und der Erkenntniswiderstände des Forschers (siehe Abschnitt 5) und angesichts der Problematik der Mitherstellung einer dritten Natürlichkeit durch das professionelle Handeln (siehe Schütze 1992a, 164; 1993, 211 f.) – entsprechend dem Totalisierungs- und Perspektiventriangulationsprinzip der ethnographischen Sichtweise in der Sozialen Arbeit (siehe Abschnitt 7; Schütze 1993, 209) zur totalen ethnographischen Erkundung unabdingbar dazu. Hier liegt dann eine der Wahlverwandtschaften und Möglichkeiten der engen Zusammenarbeit zwischen einer ethnographisch fundierten sozialwissenschaftlichen Grundlagentheorie der Sozialen Arbeit und den sozialwesentypischen Selbstreflexions-, Selbstkritik- und Selbstvergewisserungsverfahren wie denjenigen in der Supervision.

Die Forcierung und wissenschaftliche Explikation der ethnographischen Sichtweise, wie sie für die Soziale Arbeit spezifisch ist, hat freilich zugleich auch zur Folge, daß sich dieser seit den Tagen der fallanalytischen Grundsatzarbeiten von Mary Richmond (siehe

auch Bussiek 1992) wieder bewußter einprägt, daß sie neben den sozialtherapeutischen auch auf *nicht-therapeutischen Handlungs- bzw. Interventionsformgrundlagen* fußt und daß auch die *sozialtherapeutische Interventionsform nicht ohne die Beachtung von nicht-therapeutischen Sozialrahmen und Handlungskonstituentien*, wie z. B. denen der Bildung, umsichtig ausgefüllt zu werden vermag. Es kann wahrlich nicht schaden, wenn die Explikation der ethnographischen Sichtweise in der Sozialen Arbeit an die grundlegende Einsicht von Mary Richmond erinnert, daß die analytischen Grundlagen der Untersuchung und Bearbeitung von (individuellen und kollektiven) Fällen immer auch wesentliche *sozialwissenschaftliche Bausteine*, insbesondere solche einer sozialwissenschaftlichen Grundlagentheorie, inkorporieren.

9. DIE ETHNOGRAPHISCHE PERSPEKTIVE IN DER AUSBILDUNG VON SOZIALARBEITERN

Es dürfte nunmehr deutlich sein, wie wichtig eine ethnographische Sensibilität – insbesondere eine auf Kommunikationsabläufe ausgerichtete – im Handeln der Sozialen Arbeit ist. Es erscheint deshalb zwingend, diese Perspektive auch systematisch in der Ausbildung zu vermitteln. Im Fachbereich „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel z. B. geschieht das im wesentlichen auf drei Ebenen:

- (a) in der in das Studium integrierten berufspraktischen Ausbildung;
- (b) in Forschungsarbeiten, z. T. als Diplomarbeiten; sowie
- (c) in der Supervision.

Im folgenden werde ich mich aus Platzgründen auf die ins Studium integrierte berufspraktische Ausbildung beschränken.

Gewöhnlich werden berufspraktische Studien vornehmlich unter dem Gesichtspunkt gesehen, daß im Studium erlernte theoretische Kategorien und Erkenntnisse in wissenschaftlich vorgeplanten und kontrollierten berufspraktischen Handlungsbereichen angewandt und in ihrer Wirksamkeit erkundet werden. Falls diese Strategie nicht richtig funktioniert, haben – so die konventionelle Ausbildungsperspektive – die Studenten die theoretischen Kategorien und Erklärungsansätze nicht hinreichend zur Kenntnis genommen und/oder verstanden, oder

sie haben noch nicht genügend Gewitztheit, sie in der widerständigen Praxis zur Anwendung zu bringen. Eine solche Haltung gegenüber den berufspraktischen Studien macht zwei stillschweigende Annahmen:

(a) Die Handlungspraxis, in welche die Berufsnovizen sozialisiert werden soll, ist der wissenschaftlichen Ausbildungsinstitution im Prinzip bekannt, so daß den Studierenden bereits vorab die wichtigsten Problem- und Handlungskonstellationen der Praxis simulierend vermittelt werden können.

(b) Die Erkenntnisinnovationen gehen stets von den wissenschaftlichen Forschungs- und Ausbildungsinstitutionen und niemals von den Handlungszusammenhängen der professionellen Praxis aus.

Diese beiden Annahmen hat der Fachbereich „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel bei der Reform seiner „Berufspraktischen Studien II“ in den Jahren 1990/91 als grundsätzlich falsch verworfen.

Die „Berufspraktischen Studien I“ sind mit der Teilnahme und der Reflexion an Praxisprojekten identisch, die der Fachbereich – idealiter gesehen – als seine Konzeptionen von der beruflichen Praxis bereichsspezifisch, thematisch fokussiert und der Absicht nach durch wissenschaftliche Vorab-Erwägungen durchdacht und geplant anbietet. Die Berufspraxis der Praxisprojekte soll also ab ovo wissenschaftlich vorgeprägt und deshalb in ihren Kernorientierungsbeständen nicht fremd sein – wie das umgekehrt bei den „Berufspraktischen Studien II“ im Sinne des Eintauchens in eine Praxis, die der Fachbereich nicht projektförmig vorkonstruiert hat, der Fall ist.

Der Fachbereich „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel ist bezüglich der „Berufspraktischen Studien II“, welche die nicht von der Hochschule im Sinne von Studienprojekten vorgeprägten, „ganz normalen“, „naturwüchsigen“ Praxisanteile der Mitarbeit in einem vorgängigen Ausschnitt der beruflichen Wirklichkeit beinhalten, nunmehr stärker als früher an der Maxime orientiert, von der Berufspraxis der Sozialen Arbeit als grundsätzlich fremdartiger, innovativer und natürlich auch immer wieder überraschend fehlerhafter Handlungswirklichkeit zu lernen. Zudem wurde die Erfahrung gemacht, daß Studenten nie in einem solch hohen Ausmaße spezifisch, flächendeckend und tiefgehend auf die berufspraktischen Studien ei-

nes bestimmten Arbeitsfeldes vorbereitet werden können, daß sie nicht mehr die berufliche Praxis als zunächst grundsätzlich fremd und widerständig und sich selbst als irritiert und inkompetent erleben. Es erschien also besser, die Studenten einerseits *in ethnographischen Lehrveranstaltungen gerade auf die Fremdheitssituationen und ihre persönlichen Schwierigkeiten* in diesen *vorbereiten* und andererseits ihnen dazu zu verhelfen, die erlebten Fremdheits-, Erkenntnis-, Lernentwicklungs- oder auch Scheiternssituationen des Berufspraktikums in Begleit- und Auswertungsveranstaltungen systematisch zu verarbeiten, ganz ähnlich wie auch ethnographische Feldphasen anschließend kognitiv verarbeitet und emotional bewältigt werden müssen.

In das grundständige Studium am Fachbereich „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel sind also berufspraktische Studien integriert, die dem Fachbereich – über die quasi-ethnographischen Berichte der Studenten – fortlaufend die als prinzipiell fremd und als erst-immer-noch-zu-entdeckend angesehenen, prinzipiell rätselhaften, so und nicht anders bestehenden Verhältnisse in der Berufspraxis und die neuen dort entstehenden Ideen und Entwicklungen widerspiegeln. Die Abschlußberichte der „Berufspraktischen Studien II“ werden wie die Diplomarbeiten gesammelt und aufgestellt, (nach einem einfachen Begriffssystem) verschlagwortet und nach entsprechender Maskierung allen interessierten Lesern zugänglich gemacht. Die Erarbeitung dieser Berichte geschieht in Zukunft unter einer grundsätzlich ethnographischen Perspektive, die im Auswertungsseminar im Anschluß an die Praxisphase und z. T. auch schon im Begleitseminar, d. h. in Orientierungs- und Reflexionssitzungen während der berufspraktischen Phase, vermittelt werden wird. Es geht um die verstehende Erfassung einer den Studenten zunächst einmal fremden Berufspraxis, in die sie sich nach und nach – häufig mit vorübergehenden Phasen sowohl der Überidentifikation als auch der ablehnenden Rundum-Kritik – sozialisieren. Gerade durch die Perspektive des Fremdverstehens und die mit der Novizen-Situation verbundene Identitätsveränderung (als Kristallisationskern der späteren beruflichen Identität), die durch die entsprechenden Erkenntnisprozesse hervorgerufen werden, ist eine kritische und zugleich hellsichtige Erfassung der Strukturen der Berufspraxis möglich.

Die am Ende des fünften Abschnitts (S. 235–238) zitierten Krite-

rien für die Abfassung von ethnographischen Untersuchungsberichten sind, was ich an jener Stelle zunächst nicht aufdeckte, informelle Orientierungsmaximen für die Abfassung von Praxisberichten, die ich mit Studenten in Auswertungsseminaren für berufspraktische Studien gemeinsam entwickelt habe. Der folgende Praxisbericht, aus dem ich nunmehr ein Kapitel zitiere, ist in Orientierung an jenen Orientierungsmaximen von der Studentin Birgit Brockmann nach einem mündlichen Bericht über ihre berufspraktischen Studien im Auswertungsseminar – mit den entsprechenden Rückmeldungen von den übrigen Teilnehmern des Seminars (mich selbst eingeschlossen) – selbständig und unbeeinflusst verfaßt worden¹³. Birgit Brockmann berichtet unter dem Titel „*Mein Sprung ‚ins kalte Wasser‘*“ über ihr halbjähriges Praktikum in einer deutschen Drogenberatungsstelle in Amsterdam:

„Am 1. April 1988 um 10 Uhr begann mein Praktikum bei AMOC. Ich wurde von Martina, einer Dreimonats-Praktikantin, mit den Worten: ‚die T-Stube öffnet erst um 12 Uhr‘ begrüßt. Martina war sehr erstaunt über mein Erscheinen, ebenso alle anderen Mitarbeiter/innen, sowohl feste als auch Praktikanten/innen, die nach und nach kamen. Keiner war über meinen Praktikumsbeginn informiert und fühlte sich verantwortlich, mir etwas zu erzählen oder mit mir ins Gespräch zu kommen.

Ich erwähne diesen Beginn so ausführlich, da genau diese Atmosphäre des Nicht-Wahrgenommen-Werdens mir lange Zeit große Schwierigkeiten gemacht hat und eine Auseinandersetzung über meine Rolle als Praktikantin häufig Thema war.

„Es ist 12 Uhr. Auf einen Schlag stürmen etwa 20 Menschen herein. Sofort belagern sie in dichten Trauben die Theke des T-Stubenraumes¹⁴. Beinahe täglich sind wieder neue Gesichter dabei. Alle haben es irgendwie eilig. Jede/r will sofort seinen/ihren Kaffee, die Post, sich für ein Gespräch bei einem/r Sozialarbeiter/in eintragen lassen, Spritzen tauschen¹⁵, ein neues Kleidungsstück, da letzte Nacht das bisherige geklaut wurde, es klingelt laufend das Telefon und, und, und ...“

¹³ Brockmann: Bericht über die Berufspraktischen Studien bei AMOC/DHV in Amsterdam, SS 1990, GhK, FB 4.

¹⁴ Im Laufe der Öffnungszeit besuchen zwischen 60 und 80 Menschen die T-Stube. (Anmerkung aus dem Praxisbericht von Brockmann)

¹⁵ In Amsterdam ist es schon länger üblich, daß Drogeneinrichtungen gebrauchte gegen saubere Spritzen im Verhältnis 1 : 1 tauschen, um so einen Schutz gegen Aids zu gewährleisten. (Anmerkung aus dem Praxisbericht von Brockmann)

Eine ziemliche Hektik also, an die ich mich erst nach und nach gewöhnen bzw. gegen die ich mich erst nach und nach wehren konnte. Zuerst einmal versuchte ich zu beobachten, gleichzeitig aber auch alle Wünsche zu erfüllen und ein sicheres Auftreten zu zeigen. Alle anderen T-Stuben-Mitarbeiter/innen verhielten sich meiner Meinung nach sehr sicher und fest, als ob alle keine Schwierigkeiten mit diesem Stress hätten. Dieser Eindruck verunsicherte mich erheblich.

Kontakte zu den Klienten/innen hatte ich nur über die organisatorischen Gegebenheiten, wie Kaffee ausschenken. Ansonsten versuchte ich die erste Zeit, immer wieder passiv zu beobachten, um mir ein Bild von den Besuchern/innen und der Szene machen zu können. Diese Herangehensweise des Beobachtens in dieser für mich unübersichtlichen T-Stubensituation habe ich im Laufe des Praktikums als meine Art der Herangehensweise auch in anderen Bereichen (Team, Straßenarbeit, Krankenhaus etc.) erkannt. In der T-Stube war für mich diese Möglichkeit des Beobachtens dann später nicht vorhanden, einfach weil die T-Stube die meiste Zeit überfüllt war. Ich fühlte mich zum Handeln gezwungen, ohne einen genaueren Überblick zu haben.

Die Klienten/innen selbst erlebte ich in dieser Zeit als eine unübersichtliche Masse, die auf der einen Seite Forderungen an mich stellte, auf der anderen Seite nur fremd und für mich beängstigend war. Ich hatte viele Auseinandersetzungen über „Kleinigkeiten“: ‚Du spinnst wohl, das ist erst mein erster Kaffee!‘ (der erste Kaffee ist umsonst, der zweite kostet ca. 25 Pfennig); oder ‚Rolf gibt mir aber immer zwei Kekse, nicht nur einen!‘ oder ‚Kannst du nicht zählen, das waren sieben und keine sechs Pumpen!‘.

Relativ schnell wurde mir klar, daß es wenig Zweck hatte, häufiger mal ein Auge zuzudrücken, da dadurch das Chaos eigentlich nur größer wurde. Die T-Stuben-Besucher/innen bekamen diese Zugeständnisse fast immer mit und reagierten sofort. ‚Auch haben, auch haben!‘. Ich wurde häufig an meine Gruppe im Kindergarten, in dem ich als Erzieherin gearbeitet hatte, erinnert. Das Zurückfallen in kindliches Verhalten ist meiner Meinung nach häufig bei Drogengebrauchern/innen zu beobachten.

Die Erfahrung der notwendigen Konsequenz und Kontrolle im Verhalten der Mitarbeiter/innen in der T-Stube, d. h. in einem niedrighschwelligem Rahmen, war für mich zu Beginn schwer zu akzeptieren. Aufgrund von Formulierungen aus meiner Auseinandersetzung im Studium, wie ‚eigenständige Persönlichkeiten, Menschen in ihrer Persönlichkeit ernstnehmen‘, hatte ich eher die Vorstellung, begleitend und gleichberechtigt agieren zu wollen, stellte nun aber fest, daß ich einen klaren, abgegrenzten Rahmen schaffen mußte, in dem ich Regeln aufstellen und diese konse-

quent kontrollieren mußte. Nur so war es möglich, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sowohl der Besuch als auch das Arbeiten erträglich war. Erschreckend war für mich zu sehen, in was für einem schlechten körperlichen Zustand viele von den Besuchern/innen waren.

„R. kommt in die T-Stube geschlurft, setzt sich auf einen Stuhl. Er zieht seinen Schuh aus und guckt sich seinen völlig vereiterten Zeh an. „Hast du vielleicht mal etwas Verbandszeug für mich?“ Ich hole ihm etwas, er verbindet seinen Fuß neu, ohne ihn vorher richtig zu säubern. „Nee, hab keine Zeit, ich muß gleich wieder weg, ich hab’ne wichtige Verabredung.““

Andere Besucher/innen hatten offene Abszesse an Beinen und Armen oder große offene Wunden an den Fersen. Manche hatten eine Geschlechtskrankheit, wieder andere einen starken Ausschlag an Gesicht und Armen. Erst später erfuhr ich, daß die Ursache dieses Ausschlags häufig zu hoher Kokainkonsum ist.

Aufgrund ihrer Illegalität in Amsterdam, in der die meisten Besucher/innen leben, sind sie nicht krankenversichert. Das Gesundheitsamt (GGD) bietet zwar medizinische Hilfe für Junkies umsonst an. Oft haben sie keine Zeit für die grundlegende Versorgung ihres Körpers, d. h. sie nehmen sich diese Zeit nicht. Drogenabhängige Menschen haben in der Regel kein ausgeprägtes Körperbewußtsein, was Schmerzen und Entbehrungen angeht. Aufgrund ihres Lebensstiles ist ihr Körper häufig extremen Bedingungen ausgesetzt, die sie allerdings nicht wahrnehmen wollen.

Ich denke, der schlechte Gesundheitszustand der Besucher/innen hat dazu beigetragen, daß ich zunächst wenig auf meine eigenen Bedürfnisse und Grenzen geachtet habe. Nur die Junkies waren wichtig; wie es mir dabei ging, beachtete ich in dieser Zeit selten.

Mein erster Eindruck von den Besucher/innen als Drogenbenutzer/innen war ganz anders, als ich erwartet hatte. Das Benutzen der Droge war selbstverständlich, ich setzte mich mit ihnen als Menschen auseinander. Die Droge spielte dabei erstmal keine dominante Rolle. Obwohl ich mich im Projekt¹⁶ mit dieser Thematik „Menschenbild“ ausführlich beschäftigt hatte, stellte ich nun fest, daß auch ich irgendein „Phantombild“ von Junkies im Kopf hatte und dieses nun revidieren konnte. Natürlich macht sich eine bestimmte Art von Drogenkonsum auch im Verhalten bemerkbar.

„S. hängt auf einem Stuhl und schläft immer wieder ein (sie hat viele Beruhigungspillen zu sich genommen); A. will zum siebten Mal zum Kleiderschrank, sie ist übernervös und reagiert auf meine Einwände ag-

¹⁶ Brockmann spielt hier auf ihre berufspraktischen Studien I, d. h. die Mitarbeit in einem Praxisprojekt der GhK zur Betreuung Drogenabhängiger an.

gressiv und fahrig (A. hat eine hohe Dosis Kokain konsumiert); Th. sitzt frierend auf der Fensterbank, ihm geht es nicht gut, er jammert leise vor sich hin (Th. hat leichte Entzugserscheinungen); P. sitzt am Tisch, guckt laufend auf einen bestimmten Punkt, er macht einen zufriedenen Eindruck (P. hat Heroin konsumiert); M. kommt mit einer Alkoholfahne in die T-Stube und erzählt laut eine Geschichte.'

Die Beispiele sind sehr vereinfacht dargestellt, sollen aber zeigen, daß ich im Laufe der Zeit das Symptomverhalten der Besucher/innen zu differenzieren lernte. Aber erst einmal lernte ich die Menschen mit ihren Bedürfnissen, Wünschen und Charakteren kennen.

In dieser ersten Phase meines Praktikums fand ich wenig bis gar keinen Raum, meine Unsicherheiten mit jemandem aus dem Team zu besprechen. Die T-Stuben-Mitarbeiter/innen hatten genug mit sich selbst zutun, so schien es mir wenigstens. Die Sozialarbeiter/innen waren für mich in der Arbeit nicht erlebbar, da sie sich selten, und wenn, dann nur für kurze Augenblicke, in der T-Stube aufhielten. In Besprechungen erlebte ich sie sehr distanziert. Von daher war es mir nicht möglich, nach zwei Wochen einen Praxisanleiter/in zu wählen, wie dies normalerweise üblich war. Aufgrund dieser Mitteilung im Gesamtteam wurde eine Diskussion über die Zusammenarbeit von ‚oben und unten‘ eingeleitet, die über einen längeren Zeitraum fortgesetzt wurde. Mit ‚oben‘ meine ich hier die Beratungsarbeit der Sozialarbeiter/innen in den Büros¹⁷, ‚unten‘ bedeutet die T-Stubenarbeit mit der Praktikanten/innen.

Insgesamt erlebte ich mich in dieser Zeit als sehr vorsichtig, zurückhaltend und gehemmt, sowohl im Team als auch in der Arbeit.“

Der Praxisbericht von Birgit Brockmann, dem ich eine Reihe ähnlich qualitätsvoller an die Seite stellen könnte, ist sicherlich ein Musterbeispiel für die vom Fachbereich „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel gewünschte *ethnographische Orientierung* für die zweite Phase der berufspraktischen Studien. Dies zeigt sich sowohl an den Inhalten als auch an der Art, in welcher der Praxisbericht geschrieben ist:

(1) Inhaltlich stellt die Autorin zunächst ihre eklatante *Fremdheit* im Praxisfeld dar:

¹⁷ Brockmann hat im ersten Teil ihres Berichtes die Örtlichkeiten der Drogenberatungsstelle geschildert: im Erdgeschoß des Hauses ist die „T-Stube“ untergebracht, im ersten Stock, darüber, liegen die Beratungsräume der SozialarbeiterInnen.

Sie fühlt sich nicht nur absolut fremd, sondern wird auch von allen übrigen Akteuren entsprechend behandelt. (Dies ist eine klassische Erfahrung, die auch viele BerufsanfängerInnen – und nicht nur die PraktikantInnen – der Sozialen Arbeit an ihrem ersten Arbeitstag machen müssen.) Um diese Fremdheitserfahrung ertragen und bewältigen zu können, nimmt Birgit Brockmann zunächst eine unauffällige, möglichst handlungsdetachierte ethnographische Beobachterperspektive ein.

(2) Nach einiger Zeit, nachdem eine erste Eingewöhnung in das Praxisfeld gelungen ist und die Autorin als zur Institution *dazugehörige Akteurin* identifiziert worden ist und sie sich selbst mit ihrem Praxisfeld identifiziert hat, tritt jedoch der ethnographische Beobachterhabitus mit dem Handlungshabitus als Berufsakteurin in Konkurrenz:

Das bedeutet freilich keineswegs, daß damit eine grundsätzlich ethnographische Erkenntnishaltung aufgegeben worden wäre – dies ebenso wenig, wie ein ethnographischer Feldforscher unter dem Zwang, an den vorgefundenen Handlungsmustern des Untersuchungsfeldes in einer bestimmten Praxisrolle teilzunehmen, seine grundsätzlich ethnographische Einstellung aufgibt.

Zum Berufspraktikum im Sinne der zweiten Hälfte der berufspraktischen Studien an der Gesamthochschule Kassel gehört ja gerade die regelmäßig erfolgende intervenierende Handlungsdetachierung (z. B. in Hochschul-Begleitseminaren und Supervision) und die damit verbundene Wiedereinnahme der Fremdheitshaltung konstitutiv dazu. (Ich beeile mich freilich hinzuzufügen, daß auch in der späteren Berufspraxis von Sozialarbeiterinnen/Sozialpädagoginnen, an welcher Hochschule sie auch immer ausgebildet worden sind, stets erneut methodisch fremdmachende Handlungsdetachierungen erforderlich sind; Supervisoren stellen diese Aufgabe häufig in das Zentrum ihrer Tätigkeit der Reflexionsanleitung von Praktikerinnen der Sozialen Arbeit.)

(3) Die Autorin wendet sich dann der *Veränderung ihrer eigenen emotionalen und kognitiven Wahrnehmungsperspektiven* zu:

Die von Birgit Brockmann anfänglich empfundene Fremdheit der Klienten weicht einer Vertrautheit mit ihnen, die auch zu einer zeitweiligen Überidentifizierung mit dem eklatanten Verlaufskurvenleid der Klienten und der damit verbundenen Fallendynamik führt. Sie ist zutiefst erschrocken und emotional involviert, als sie immer wieder den Verlust des eigenen Körperbewußtseins bei den Klienten der Drogenberatungsstelle unanalytisch-unreflektiert erleben muß; in unbewußter Solidarität

mit den Klienten entgleitet ihr selber zeitweilig ihr eigenes Körpergefühl; in einer Übergangsphase besteht also ohne Frage die Gefahr des Ausbrennens durch Überfokussierung und Überidentifikation mit dem Leid der Klienten.

(4) Gerade die weitere Veränderung der kognitiven Wahrnehmungsperspektive in Richtung einer analytischen Haltung verhilft ihr dann aber dazu, jene *emotionale Überidentifikation zu überwinden*:

Sie erkennt allmählich die zugrundeliegenden Muster im Verhalten der Klienten, so z. B. daß die Drogenabhängigen notgedrungen ein egozentrisches Verhalten wie kleine Kinder an den Tag legen, wenn sie versuchen, der Erfüllung ihrer elementaren Lebensbedürfnisse (Trinken, Essen, Spritzen Bekommen usw.) nachzugehen. Der kontrastive Vergleich mit ihrer früheren Kindergarten-Handlungs- und Arbeitssituation führt die Autorin nach kurzer Anwesenheitszeit im Praxisfeld der Drogenberatungsstelle zu ersten analytischen Kategorienbildungen wie derjenigen des Zurückfallens der Drogenabhängigen in quasi-kindliche Verhaltensmuster, wenn sie ihre undifferenzierte Handlungsalternative des „Auch haben!“-Wollens verfolgen. Der kontrastive Vergleich zwischen zwei inhaltlich völlig unterschiedlichen Arbeitssituationen auf der Basis eines „durchlaufenden“ gemeinsamen abstrakten Merkmals (des unreflektierten egozentrischen Aneignungsverhaltens), wobei die eine Situation aus der eigenen Berufseinsozialisation bekannt ist und die andere nicht, ist ein klassischer Erkenntnissschritt von Ethnographie.

(5) Die Autorin berichtet weiterhin, wie sie – ähnlich einem „Alltagsmenschen“, der zunächst seinen Alltagsroutinen nachgeht und dann abrupt in eine grundsätzlich fremde Situation hineingestoßen wird, von welcher er jedoch vom Hörensagen schon vernommen und bezüglich derer er entsprechende Typisierungen von anderen übernommen oder auch selber entwickelt hat – zunächst ein mystifizierendes Phantombild vom typischen Drogenabhängigen mitbringt, der sich in einer ganz fremdartigen, bizarren Weise verhalte. Sie muß erkennen, daß das *aus der selber mitgebrachten Fremdperspektive zunächst ungewöhnlich Erscheinende* (insbesondere das Umgehen mit der Droge) *im subkulturellen Milieurahmen der Einrichtung eine Selbstverständlichkeit* ist:

Sie gibt zunächst alle mitgebrachten höhersymbolischen Typisierungen und Symptomkategorisierungen bezüglich der Erscheinungsweise

und Verhaltensstruktur von Drogenabhängigen auf und versucht, deren alltägliche Orientierungs-, Handlungs- und Verhaltensmuster, die der tagtäglichen Lebensbewältigung dienen, kennenzulernen. Auch dieses Bestreben, die „native categories“ (Frake 1973) und die alltagspraktischen Rationalitätsstrukturen des fremden subkulturellen Lebens- (Tätigkeits-, Handlungs-, Erleidens-) und Orientierungsmilieus kennenzulernen und selbst mit ihnen praktisch umgehen zu können, ist eine typische kognitive Verhaltensstrategie der Ethnographin. Erst auf dieser Grundlage der Kenntnis der alltagspraktischen Kategorien der betroffenen Klienten entwickelt sich allmählich die Befähigung, Symptome für reale Erleidenszustände bei den Klienten zu unterscheiden – also die Beherrschung einer professionell-analytischen Kategoriensprache, die bei den empirisch eruierten Erfahrungen der Klienten ansetzt. Auch das ist ein grundsätzlicher ethnographischer Erkenntnisprozeß, wie er von den Ethnolinguisten der Ethnoscience (z. B. von Frake 1973, 1964) immer wieder beschrieben worden ist: das Ausgehen von den „native categories“, ihre pragmatische Brechung unter Ansehung der Situationen ihres Gebrauchs (und der hinter diesen Gebrauchssituationen stehenden Strukturphasen von Verlaufskurvenprozessen des Erleidens) sowie die Systematisierung der Kategorien in semantischen und pragmatischen Kontrastanordnungen und größerflächigen Ordnungsstrukturen wie Begriffstaxonomien (siehe Spradley 1979, 1980).

Der *ethnographische Lernprozeß* der Praktikantin ist also durch eine – ebenfalls aus der ethnographischen Feldforschung bekannte – *Dreiphasigkeit* gekennzeichnet, welche folgende Einzelphasen beinhaltet:

- (a) das schockartige Abstreifen der mitgebrachten Alltagskategorien der eigenen Kultur;
- (b) das Erlernen der Alltagskategorien und Rationalitätsstrukturen im untersuchten fremdartigen Lebens- und Orientierungsmilieu; und
- (c) auf dieser Grundlage das Entwickeln situations-, handlungs- und erleidensbezogener prozeß- und strukturanalytischer Beschreibungskategorien unter Nutzung der neu erlernten fremden „native categories“.

(6) Der *Erkenntnisprozeß* der Praktikantin als Ethnographin wird nun immer *analytischer und handlungspraktischer*:

Auf der einen Seite entwickelt sie erste analytisch-theoretische Kategorien wie „Verlust des Körperbewußtseins der Klientin“, nachdem sie zunächst nur angesichts des offensichtlichen, immer wieder auftauchenden Tatbestands des körperlichen Leidens der Klienten, ihrer Verwahrlosung und

körperbezogenen Selbstmißachtung mit diesen miterleiden konnte, ohne zu erkennen, was das zugrundeliegende Muster dieser eklatanten Erscheinungen von körperlicher Selbstmißachtung war. Zudem finden bei ihr erste selbstvergewissernde und selbstreflexive Erkenntnisprozesse statt: sie erkennt, daß sie selber Gefahr läuft, angesichts ihrer anfänglichen Überfokussierung auf das Erleiden und die körperliche Versehrtheit und Selbstmißachtung der Klienten die Bedürfnisse ihres eigenen Körpers nicht mehr zu beachten, in den Erleidens- und Handlungssituationen der Klienten im Praxisfeld distanzlos aufzugehen und sich permanent selbst zu überfordern. Zuvor hat sie die Prozesse des distanzlosen Miterleidens nur ungewußt erlitten; nun erfährt sie diese nicht nur analytisch, sondern stellt auch in einer selbstreflexiv-theoretischen Einsicht bei sich selber den Effekt der „Spiegelung“ des Erleidens der Klienten auf ihre eigene Befindlichkeit fest – ein Effekt, der aus der distanzlosen eigenen Überfokussierung auf die Leiden letzterer hervorgegangen ist.

Die selbstreflexive Erkenntnis solcher Spiegelungseffekte, indem nämlich auch das eigene innere Fremdwerden des Ethnographen zum Gegenstand der ethnographischen Betrachtung gemacht wird, ist eine wichtige epistemologische Forderung fast aller Spielarten der modernen bzw. „postmodernen“ Ethnographie.

Weiterhin leitet die Praktikantin aus ihren analytischen Beschreibungskategorien (z. B. zum quasi-kindlichen Egozentrismus der drogenabhängigen Besucher der Beratungsstelle) erste Handlungsmaximen für ihre eigene Praktikum-Berufspraxis ab: nämlich sich im Umgang mit den Klienten an festen Regeln zu orientieren und ihnen gegenüber das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit zu beachten. Sie erfährt, daß sie aufgrund solcher analytisch hergeleiteter Handlungsmaximen situations- und arbeitskompetenter ist als zuvor.

(7) Ganz wichtige Lernprozesse in dieser frühen Phase des Praktikums sind für Birgit Brockmann schließlich noch folgende Erkenntnisse:

Sie erfährt gleich zu Beginn, daß zwischen der theoretischen Konzeption ihres Praktikums und den tatsächlichen strukturellen Prozessen, die sie im Praktikum erleben wird, erhebliche Unterschiede bestehen. Auch dies ist eine Erfahrung, die Ethnographen immer wieder machen: daß die verlaublichen Selbstdefinitionen und Selbsttheorien von Handlungsmilieus insbesondere in hoch institutionalisierten Regelkontexten – die Drogenberatungsstelle, in welcher die Praktikantin mitarbeitet, ist ein solcher hoch-institutionalisierter Regelkontext – keineswegs überall und überwiegend mit der tatsächlichen Handlungspraxis in diesen Handlungsmilieus und

Regelkontexten übereinstimmen. Die Praktikantin muß zunächst auf einen Praxisanleiter verzichten, obwohl die Begleitung durch ihn eigentlich im Ausbildungsvertrag zwingend vorgeschrieben ist. Sie erfaßt schon sehr früh, daß diese Fehlleistung der Einrichtung mit einer systematischen Hierarchisierung zwischen den beiden Arbeitsbereichen der Sozialberatung und Therapie (räumlich und sozial „oben“) einerseits und der Teestubenarbeit als niedrigschwelligem Angebot (räumlich und sozial „unten“) andererseits zusammenhängt. Die Autorin deutet hier einen (später im Praktikum verstärkt erlebten) „einrichtungshistorischen“ kollektiven Veränderungsprozeß der Beratungsstelle an, an dem auch sie einen wichtigen Anteil hatte.

Schließlich erlebt die Praktikantin den krassen Gegensatz zwischen zwei Orientierungsmilieus: nämlich demjenigen, in welchem sie studiert hat, und demjenigen, in welchem sie sich nunmehr durch die Entwicklung eigener praktikabler Handlungsmaximen bewähren muß. Im Studium hat sie gelernt, sich am Wert der Freizügigkeit für die beteiligten und betroffenen Einzelpersönlichkeiten zu orientieren: das bedeutete, daß man immer wieder auf persönliche Bedürfnisse, Wünsche und Entwicklungsmöglichkeiten von Interaktionspartnern (einschließlich von Klienten) einzugehen hatte. In der harschen Handlungspraxis der Drogenberatungsteestube muß sie dagegen erfahren, daß diese Wertorientierung sie in enorme persönliche Schwierigkeiten bringt. Aus dieser Erfahrung entwickelt sie, wie schon ausgeführt, die Handlungsmaxime der strikten Regelorientierung und der Geltung des Prinzips der ausgleichenden Gerechtigkeit. Solche belastenden Diskrepanzen zwischen den Lernprozessen und Wertorientierungen zweier institutioneller bzw. (sub-)kultureller Milieus und zwischen den entsprechenden Lernphasen der eigenen Lebensgeschichte sind kennzeichnend sowohl für jede ethnographische Forschung als auch für nahezu jede intensivere Praktikumserfahrung. Sowohl Ethnographen als auch Praktikantinnen müssen erhebliche Anstrengungen an biographischer Arbeit unternehmen, um diese Diskrepanzen kognitiv und emotional zu verarbeiten. Das gelingt nur dann, wenn ihre Selbstidentität sich in einem Quantensprung orientierungsmäßig und reflektiv ausdifferenziert und wandelt; unterstützt werden kann dieser Quantensprung an Lernprozessen durch eine behutsame Supervision.

Der ethnographische Gehalt des zitierten Praxisberichts dürfte nunmehr vollauf deutlich sein. Aber auch aus dem *Aufbau* und der *Stilistik des Berichtes* dürfte sein *ethnographischer Charakter* klar zum Vorschein kommen:

So wird systematisch zwischen der Perspektive des Berichts zum Zeitpunkt seiner Niederschrift und der damaligen Erlebnis- und Handlungsperspektive im Rahmen der sozialen Prozesse, in welche die Autorin als Praktikantin verwoben war und über die von ihr berichtet wird, unterschieden. Das kommt auch formal durch die Zitierung damals, im Praktikum, abgefaßter Feldnotizen zum Ausdruck. Auch unterscheidet die Autorin durch das formale Mittel von Vorverweisen und Rückverweisen zwischen früheren und späteren Erfahrungsperspektiven im Laufe des Praktikums; damit werden die eigene innere Lernentwicklung und die Sozialisation in das berufliche Handlungsfeld der Drogenberatungsstelle verdeutlicht. Zusätzlich wird Bezug genommen auf kollektive langfristige Veränderungen des Untersuchungsfeldes (z. B. der sozialen Beziehungen, der Machtverhältnisse, des kollektiven Selbstverständnisses und der Welt-sicht, der Organisationsstruktur in der Praxiseinrichtung; in der Amsterdamer Drogenberatungsstelle geht es insbesondere um die allmähliche Umgestaltung der von Birgit Brockmann und anderen problematisierten Beziehung zwischen „oben“ und „unten“ in der Einrichtung); so sind eine analytische Differenzierung zwischen individueller Identitätsänderung und „historischen“ Kollektivveränderungen, die Wahrnehmung und Reflexion der Wechselwirkung zwischen ihnen sowie eine auch auf Zukunft gerichtete biographische Kalibrierung der Aufmerksamkeitsausrichtung auf die eine und die andere Sphäre möglich. Fortlaufend werden im Text des Praxisberichts die damaligen Fremdheits- und Vertrautheitserfahrungen analytisch gebrochen und in ihrer jeweiligen Sicht- und Interpretationsweise vom jeweils für die Betrachtung gewählten kulturellen Bezugssystem abhängig gemacht. Schließlich stellt die Autorin kontrastive Situationsvergleiche (z. B. zwischen ihrer Arbeitssituation als Kindererzieherin und ihrer Arbeit in der Drogenberatungsstelle) an und entwickelt auf dieser Grundlage verallgemeinerte Beobachtungs- und Erklärungskategorien. Die ethnographisch-analytischen Darstellungstechniken setzen sich über die Gesamtlänge der Abfassung des rd. 20seitigen, sehr dicht geschriebenen Praxisberichts fort. Stets ist es möglich, zwischen den damaligen Erfahrungsaufschichtungen der Praktikantin und den späteren analytischen Verarbeitungen der Autorin zu unterscheiden, also text- und „verarbeitungs“-kritisch mit dem ethnographischen Praxisbericht umzugehen. Auch dürfte deutlich geworden sein, daß die Textqualität eines solchen Praxisberichts derart hoch ist, daß es möglich ist, als Leser und Wissenschaftler an die analytischen Ausführungen der Autorin noch weitergehende Untersuchungsschritte unter rigoroser sequenzanalytischer Ausnutzung der von der Autorin gewählten Darstellungsformate und der von ihr so differenziert wiedergegebenen Erfahrungsgelhalte anzuschließen.

Aus der gerade vorgenommenen Analyse des Praxisberichts von Birgit Brockmann dürfte viererlei hervorgehen:

(a) Berufspraktische Studien der beschriebenen Art weisen in ihren Wahrnehmungsweisen, ihrer offenen Fremdheitshaltung und in ihren analytischen und selbstreflexiven Momenten zahlreiche Parallelen zu ethnographischen Feld- und Interpretationssituationen auf. Das Erkenntnispotential, das in der ethnographischen Haltung liegt, kann durch geeignete Vorbereitungs-, Begleit- und Verarbeitungsarrangements für die berufspraktischen Studien nutzbar gemacht werden.

(b) Ethnographisch vertiefte berufspraktische Studien stellen für das weitere Studium, insbesondere für die Abfassung empirischer Forschungsarbeiten im Diplom- und Promotionsrahmen, zentrale Erkenntnisressourcen bereit. Viele Studenten, die derartige Erfahrungen gemacht haben, werden zumindest zeitweilig zu wissenschaftlichen Ethnographen und/oder zu fallanalytisch orientierten qualitativen Sozialforschern.¹⁸

(c) Ethnographisch vertiefte berufspraktische Studien schaffen für die spätere Berufspraxis einen wissenschaftlich fundierten, professionell-analytischen Haltungskern, der sich einerseits durch die verstehende Erkundung subkultureller Milieus von innen und andererseits durch das Prinzip der methodisch-distanzierten Fremdeheitsbetrachtung und des Fremdverstehens kennzeichnen läßt.

(d) Bei der ethnographischen Vertiefung der berufspraktischen Studien hat die retrospektive Abfassung empirisch differenzierter und analytisch verdichteter Praxisberichte, die nach den Regeln der dichten ethnographischen Beschreibung entwickelt und verfaßt worden sind, ganz entscheidenden Anteil.

Entsprechend den fallbezogenen Fragestellungen der Sozialen Arbeit ist es darüber hinaus sinnvoll, daß auch die *Qualifikations-Forschungsarbeiten* der Studenten (Seminararbeiten, Diplomarbeiten, Dissertationen) im offenen Horizont einer grundlegenden ethnographischen Sichtweise erstellt werden. Das gilt gleichermaßen für alle Typen qualitativer Forschungsarbeiten, ob sie nun, was die technischen Forschungsverfahren anbelangt, auf ethnographischen Arbeitsschritten im engeren Sinne (wie teilnehmender Beobachtung,

¹⁸ Siehe etwa Brockmanns Diplomforschungsarbeit: Zur Lebensgeschichte und Alltagsbewältigung drogenabhängiger Frauen. Gesamthochschule Kassel, FB 4, 1991; oder Appels Diplomforschungsarbeit: Die praktische Umsetzung der Volkserziehung in Peru: Ethnographie eines Handlungsprojekts und Analyse der Lebensgeschichte eines Aktivisten. Gesamthochschule Kassel, FB 4, 1990.

Abfassung ethnographischer Protokolle usw.) fußen oder aber auf anderen qualitativ-sozialwissenschaftlichen Forschungsvorgehen (wie Biographie- oder Interaktionsanalyse). Die grundlegende ethnographische Sichtweise kann als totalisierend-interdisziplinäre Untersuchungshaltung auf der empirischen Basis von Primärdaten in methodischer Fremdheitseinstellung gegenüber diesen gekennzeichnet werden. Sie richtet sich auf multiaspektuelle Problemlagen, Situationsaufschichtungen sowie Prozeßentfaltungen und -gestaltungen. Die multiaspektuelle Fokussierung muß alle wesentlichen Erfahrung- und Interaktionsperspektiven, die bei der Problementwicklung, Situationsaufschichtung und Prozeßdynamik eine Rolle spielen (und der Forscherin im Prinzip zunächst unbekannt sind), berücksichtigen – auch solche, die nur von unterschiedlichen Wissenschaftsstandpunkten aus eingenommen werden können. Hierzu ist das allgemeine Interaktionsarrangement der Reflexions- und Forschungswerkstatt förderlich, wie es sich in verschiedenen Arbeitsbereichen des Fachbereichs „Sozialwesen“ der Gesamthochschule Kassel findet (Riemann/Schütze 1987; Schütze 1988).

In einer Reflexions- und Forschungswerkstatt werden in erzählender und beschreibender Weise auf der Grundlage eigenerlebter Erfahrungen im Stile ethnographischer Berichte Fälle eingebracht, für die die Werkstatteilnehmer dann phantasierend und argumentativ die einzelnen Interaktionsstandpunkte übernehmen. Das Prinzip der Reflexions- und Forschungswerkstatt nutzt die Erkenntnisressourcen des Erzähl- und des Beschreibungsschemas mit deren jeweiliger Präsentations-, Vergegenwärtigungs- und Introspektionskraft und die der interkommunikativen Aufzeigemarkierer (wie derjenigen der Perspektivenübernahme und derjenigen der Spiegelung von Erscheinungen der Darstellungsinhaltsebene in solchen der Kommunikationsbeziehungsebene und umgekehrt) mit deren Imaginationspotentialen. Vorbild für das Werkstattprinzip ist die Kommunikationsform der Balintgruppe, wie sie durch den Supervisionsstudiengang in den Fachbereich eingeführt worden ist (siehe Balint 1968; Eicke 1974; Schütze 1988, 28–33). Ergänzt wird das Kommunikationsarrangement der Balintgruppe dadurch, daß die Kooperation der Sichtweisen unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen in die Fallbetrachtung systematisch miteingebracht wird. Die erfolgreiche Verwendung des Prinzips der Balintgruppe (als eines spezifischen Supervisionsarran-

gements) in der Forschung legt natürlich zugleich den Gedanken nahe, daß auch in der Supervision von Praxiserfahrungen (z. B. denen des Praktikums) wichtige Konstitutionselemente der ethnographischen Sichtweise eingeübt werden: gerade auch Supervision fördert eine verfremdende, prozeßorientierte, kontrastive, symbolisierungsorientierte, kontextualisierende Sichtweise (siehe Schütze 1984b).

10. ARTEN DER UMSETZBARKEIT DER ETHNOGRAPHISCHEN SICHTWEISE IN DER PRAXIS DER SOZIALEN ARBEIT: DIE FRAGE DER ABKÜRZUNGSPRAKTIKEN

Sicherlich ist die Sensibilisierung des professionellen Handelns durch die Sozialisation in die ethnographische Sichtweise mit dem Ergebnis der Aneignung einer stabilen ethnographischen Haltung im Wege eines akademischen Sozialwesen-Studiums nicht die einzige Weise, wie Ethnographie der Sozialen Arbeit praxiswirksam werden kann. Es ist ganz offensichtlich, daß gerade auch ausgewachsene universitäre *Forschungsprojekte mit ethnographischer Ausrichtung*, die *nicht* wie das Praxisforschungsprojekt zur zugehenden Altenberatung, aus dem ich meine Erörterungsbeispiele entnommen habe, *unmittelbar mit einer eigenen Praxistätigkeit im Bereich der Sozialen Arbeit* verbunden sind, erhebliche praktische Auswirkungen auf die Soziale Arbeit haben können.

Hierfür sind die auf soziale Probleme ausgerichteten Feldforschungsmonographien der Chicago-Soziologie der zwanziger und dreißiger Jahre oder die generalisierten ethnographischen Berichte von Nachfahren (und Meistern!) dieser Art von ethnographischer Soziologie, wie Erving Goffman (wie z. B. „Asyle“ und „Stigma“ – Goffman 1973, 1967) oder wie Anselm Strauss (z. B. über das Sterben im Krankenhaus in „Interaktion mit Sterbenden“, „Time for Dying“ und „Anguish“ – Glaser/Strauss 1968, 1974; Strauss/Glaser 1970), beredte Beispiele. Zumindest teilweise ethnographisch ausgerichtete empirische Forschungsberichte, wie etwa die von Ruth Shonle Cavan (1928: Suicide), von Harvey Zorborough (1929: The Goldcoast and the Slum) und von Paul G. Cressey (1932: The Taxidance Hall), zeigten in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren unter anderem die besonderen Lebensschwierigkeiten von jungen Frauen, die vom ländlichen Amerika in die Metropole Chicago übersiedelt waren und dort ein total isoliertes Leben führen mußten: die genannten Monogra-

phien machten die Schauplätze und Arrangements der sozialen Isolierung transparent und zeigten die daraus resultierenden biographischen Fallen und deren Mechanismen auf. Dies hätte Gesichtspunkte für die soziale und sozialpädagogische Arbeit mit Mädchen und jungen Frauen liefern können, wenn hierfür im damaligen amerikanischen Sozialwesen Sensibilität bestanden hätte.

Bei Feldforschungen, die auf abweichendes Verhalten von (männlichen) Kindern und Jugendlichen ausgerichtet waren (wie etwa „The Gang“ von Frederic M. Thrasher [1927] und die Kommentarteile in „The Jackroller“ von Clifford Shaw [1930]), ist die Praxiswirksamkeit für die Soziale Arbeit – z. B. in Gestalt der „Child Guidance Clinics“, dem Vorläufer der heutigen Familienberatungsstellen (Wirth 1931; Levine/Levine 1970; Lubove 1965) – noch sehr viel konkreter beobachtbar.

Ausgewachsene ethnographische Forschungsprojekte ohne unmittelbaren Praxisbezug machen Problem- und Aktivitätsfelder der Sozialen Arbeit transparent, sensibilisieren für sonst übersehene Erscheinungen, schaffen gestalthafte Überblicke über Problemfelder, Lebensmilieus und Arbeitszusammenhänge, ermöglichen kontrastive Sichtweisen alternativer Prozeßverläufe, bieten Kategorisierungen für den ersten analytischen Zugang zu den eigenen Problem- und Handlungsfeldern, reißen aus den eingeübten alltäglichen Betrachtungsweisen heraus und provozieren eine verfremdende analytische Wahrnehmung mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeitsspannweite, -tiefe und -breite und bieten schließlich Ansätze für prozeßtheoretische Erklärungsmöglichkeiten.

Ähnliches gilt noch unmittelbarer für den *praxisbezogenen Forschungstypus der ethnographischen Situationsanalyse*, die sich auf *konkrete historisch singuläre soziale Problemfälle* (individueller oder kollektiver Art), ihre Entfaltungsdynamiken und ihre Bearbeitungsmöglichkeiten ausrichtet. Hier beziehen sich die bereitgestellten analytischen Instrumentarien unmittelbar auf den zu bearbeitenden Problemfall, wenngleich spätere Kontrastierungsmöglichkeiten mit anderen Problemfällen unbenommen sind und dann zu abstrakteren Sichtweisen führen können.

Ein Beispiel ist etwa Kai Eriksons Bericht über die sozialen und psychologischen Auswirkungen des Dammbruchs in einem kleinen Seitental im Bergbaugebiet der Appalachen (Erikson 1976). Der empirische ethnographische Untersuchungsangriff Eriksons, der ursprünglich zum

Zwecke der Erstellung eines Gerichtsgutachtens unternommen worden war, stößt – zur eigenen Überraschung des Feldforschers – auf die extremen psychosozialen Verletzungen, die durch die erst nachträglich, d.h. erst nach der Dammbruch-Katastrophe erfolgte Zerstörung der sozialen Geflechte der Menschen im Tal des Buffalo-Creek aufgrund der Umsiedlungspolitik der Rettungsorganisationen angerichtet worden waren. Eriksons Feldforschungsbericht ermöglicht einerseits Einblicke in die psychosozialen Folgen einer überwältigenden technischen Katastrophe und in die verhängnisvollen Nebeneffekte der sozialen Hilfeeinheit von Rettungs- und Sozialorganisationen (und untermauert so in beider Hinsicht gerichtliche Ansprüche der Geschädigten); Eriksons Forschungsbericht bietet andererseits aber auch neuartige grundlagentheoretische Analysemöglichkeiten für die anomischen Folgen der Zerstörung eines bisher stabilen Nachbarschafts-Sozialgeflechts und der damit verbundenen kollektiven Weltsicht. Zugleich werden Notwendigkeiten und Wege psychotherapeutischer Individual- und Gruppenarbeit und Sozialer Arbeit zur Situationsgestaltung mit den Betroffenen und für diese aufgezeigt.

Es ist völlig klar, daß derartige ethnographische Situationsanalysen nur bei extrem *guter Personalausstattung und Budgetierung* sowie bei der absoluten *Abwesenheit von tagtäglichem Routinezeitdruck* möglich sind. Solche aufwendigen ethnographischen Situationsanalysen haben natürlich *dann* eine besonders wichtige Funktion, wenn extreme oder gar katastrophale soziale Probleme mit unbekannten Wirkmechanismen und Transformationsprozessen bearbeitet werden müssen (zu denken ist hier etwa an die Marienthal-Studie von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel [1975, zuerst 1933] über die kollektive Arbeitslosigkeit in einem österreichischen Fabrikdorf während der Weltwirtschaftskrise). Ähnlich herausragend ist die Funktion ethnographischer Situationsanalysen des wissenschaftlichen Vollcharakters, wenn ganz neuartige soziale Modellprojekte in diesbezüglich mehr oder weniger unbekannten sozialen Milieus, sozialen Welten oder Organisationen entwickelt werden sollen. Sie eignen sich in besonderer Weise dazu, sowohl unerkannte tiefliegende wechselseitige Mißverständnisse und Heterostereotypisierungen der beteiligten Akteursparteien aufzudecken und zu bearbeiten, als auch die Mitwirkungspotentiale der Betroffenen zu erfassen und über den Forschungsdiskurs zu aktivieren.

Der weitaus üblichste Weg der Einwirkung der ethnographischen

Sichtweise auf die Soziale Arbeit ist derjenige der Sensibilisierung der Wahrnehmung und Orientierung für die tagtägliche praktische Arbeit im Medium des Studiums (und später im Beruf durch eine ethnographisch orientierte Kontrollsupervision und Balintgruppenmitarbeit – siehe auch Schütze 1984b).

Selbstverständlich wird in der alltäglichen Praxis der Sozialen Arbeit die ethnographische Erkundungstätigkeit in der Regel nur abgekürzt angewandt. Mit der *Abkürzung wissenschaftlicher Forschungsverfahren* in der professionellen Praxis ist aber stets die Gefahr eines szientistischen Selbstmißverständnisses verbunden. Praktiker sehnen sich leider nur zu oft danach, ganz einfache Diagnose- und Therapie-Instrumente an der Hand zu haben, die auf den ersten Blick und automatisch anwendbar sind. Diese Sehnsucht hat immer wieder zu den verhängnisvollsten Fehlern bei der Arbeit mit Klienten Anlaß gegeben, d. h. falsche Problem- und Situationsdefinitionen provoziert und den Klienten extrem geschadet.

Eine professionelle Arbeit mit Klienten in der Sozialen Arbeit, die sich nicht solchen Gefahren der Deprofessionalisierung aussetzen will, *darf nicht* ungeprüfte und zahlenmäßig sehr beschränkte Sätze fertiger Diagnosekategorien nomologisch-deduktiv auf das Fallmaterial applizieren; sie darf nicht Merkmale der Fallentfaltung dekontextualisiert ohne Ansehung der Prozeßdynamiken aus der Totalität des Fallmaterials extrahieren; sie darf schließlich nicht von der Logik der Fallgestalt absehen und nur das an Merkmalen für die Analyse heranziehen, was den vorhandenen theoretischen Kategorien und Erklärungen „bestätigungsselektiv“ entspricht.

Eine ganz andere Weise von *Abkürzungsaktivitäten* für ethnographische Erkundungen ist *in der professionellen Praxis* der Sozialen Arbeit erforderlich. Diese Weise von Abkürzung besteht im ganzheitlichen Sehen zugrundeliegender Muster von Problemkonstellationen und Prozeßentfaltungen. Die zugrundeliegenden Muster werden in den kommunikativen Kundgaben der Klienten (ob sprachlicher oder nicht-sprachlicher Art, ob konversationeller oder nicht-konversationeller Art) andeutungsweise durch Schlüsselsymbole repräsentiert. Solche *Schlüsselsymbole* sind z. B. im Abschnitt 6 (S. 242) Frau Menges versteckter Hinweis auf die selbstverordnete Kommunikationsbarriere hinsichtlich ihrer trostlosen Lebenssituation in der familialen Ausbeutungsfalle, wenn sie stammelnd

sagt: „Darüber schweicht des/... na wie heißt das? ... Weiß ich net.“ Sozialarbeiterinnen sind häufig aber auch mit viel weniger voraussetzungsreichen Schlüsselsymbolen konfrontiert, wie z. B. in Abschnitt 3 (S. 211, 213 f.) mit der Zurschaustellung von verwaltungstechnischer „Unwissenheit“, mittels derer die Klientin Frau Enkel die Sozialarbeiterin Frau König verstärkt in die mühsame bürokratische Antragsarbeit mit hineinziehen wollte.

Erkannt werden können die Schlüsselsymbole und ihre prozesuale Bedeutsamkeit in der alltäglichen Berufspraxis nur dann, wenn in konkreten Handlungssituationen bei der Erfassung des empirischen Materials für das professionelle Handeln wesentliche Bestimmungsmerkmale der wissenschaftlich-ethnographischen Sichtweise auch in der Praxissphäre der konkreten Berufsarbeit durchgehalten werden. Solche Eigenschaften sind: die genaue Betrachtung von Primärmaterial und das szenische Erfassen seines Repräsentationssystems; die kontextuell-sequenzielle Analyseeinstellung und die Offenheit dafür, sich im Analyseprozeß durch die Logik der Prozeßentfaltung im Medium der empirischen Textmaterialien leiten zu lassen; die Empfänglichkeit für höherprädikative Symboliken und Modalitäten, welche die alltäglichen Verrichtungen transzendieren, und für strukturelle Widersprüche und Paradoxien im Handlungstheater; die pragmatische Brechung aller Symbolisierungen und Selbsttheoretisierungen der Klienten mit Bezug auf die sozialen Prozesse, in welche sie verwickelt sind; die Beachtung der theoretischen Gesamtvarianz der Prozeßerscheinungen und der kontrastiven Stellung der einzelnen Prozeßerscheinungen in dieser bei der Auswahl der Analysebeispiele; sowie die nachträgliche Vergewisserung und Reflexion der eigenen Beobachtungen in prozeßdarstellenden Berichten.

Vereinfacht läßt sich sagen: die Schlüsselsymbole, von denen sich die Sozialarbeiterinnen für ihre Analysetätigkeit leiten lassen können, sind nur dann in ihrer besonderen Konturierung identifizierbar und in ihrer Bedeutsamkeit für die zugrundeliegenden Prozeßmuster, in welche die Menschen involviert sind, empirisch fundiert interpretierbar, wenn sie als Vordergrund vom Hintergrund sozialer Prozeß- und Milieukontexte abgehoben werden können. Hierfür ist es erforderlich, daß diese Kontexte durch sorgfältiges Erheben sowie (sequenzielles und kontrastives) Durchsehen und Erkunden der Primärmaterialien

als Wahrnehmungshintergrund überhaupt erst kognitiv bereitgestellt werden. Diese kontextuelle Betrachtungsweise wird als grundlegende epistemische Einstellung und als Bündel methodischer Vorgehensweisen durch die Sozialisation in ethnographisches Forschen im grundständigen Studium der Sozialarbeit/Sozialpädagogik (bzw. in Aufbaustudiengängen wie dem der Supervision) erlernt.

In der *professionellen Praxis* ist es dann freilich in der Regel *nicht mehr möglich*, für die analytische Erarbeitung der Prozeßkontexte Transkriptionen zu erstellen und in (Porträtkapiteln formulierte) strukturelle Beschreibungen schriftlich niederzulegen. All dies ist mit Sicherheit während der Praxisvollzüge Sozialer Arbeit viel zu aufwendig (auch wenn es selbst stets einen enormen Erkenntniszuwachs bringt).

Aber auch in der professionellen Praxis sind solide Vorkehrungen und Kompetenzen zur Sicherstellung der Kontextberücksichtigung und -betrachtung anwendbar. Solche Vorkehrungen und Kompetenzen sind:

- (a) die zeitweilige Einklammerung allen Vorwissens und aller Vorannahmen (insbesondere auch solcher aus Akten), bis die empirische Datenerhebung und die erste analytische Erkundung abgeschlossen sind;
- (b) die persönliche Inaugenscheinnahme der Interaktionsschauplätze und der Lebensmilieus der Betroffenen sowie die teilnehmende Beobachtung der dort anzutreffenden sozialen Vorgänge und Lebensformen;
- (c) die Erkundung der Wahrnehmungsperspektiven und Situationsdefinitionen aller Betroffenen in offenen, einführenden Gesprächen, bei denen das Prinzip der Herstellung und Erhaltung der Selbstläufigkeit der (erzählenden, beschreibenden, argumentativen) Darstellung Beachtung findet;
- (d) der systematische Vergleich der Wahrnehmungsperspektiven und Situationsdefinitionen der Betroffenen einschließlich der Herausarbeitung der Diskrepanzen zwischen ihnen und deren sozialstruktureller, kultureller und biographischer Ursachen;
- (e) das vertiefende biographische Sprechen mit den Betroffenen unter vollkommener Thematisierungsoffenheit und unter Abwesenheit von Zeitdruck;

- (f) die freischwebende Aufmerksamkeit und „sequenzialistische“, d. h. auf den Ablauf und seine zeitlichen Verhältnisse ausgerichtete Einstellung beim Zuhören und das (erst spätere) konversationelle Nachfassen angesichts auftauchender Diskrepanzen in der sequenziellen Logik der Darstellung – dies unter Erhaltung des Prinzips der Selbstläufigkeit der Erzähldarstellung;
- (g) die selbstkritische und selbstvergewissernde schriftliche Niederlegung der geleisteten Erkundungen; dies ist verbunden einerseits mit der anschaulichen Wiedergabe des Prozeßcharakters der erkundeten sozialen und biographischen Phänomene und andererseits mit der Reflexion und Rechenschaftslegung über mögliche eigene Blindstellen bei der Problemerkundung und über mögliche eigene Handlungsbeiträge bei der Problemfaltung;
- (h) bei der späteren Lektüre des Aktenmaterials die interpretative Orientierung am Prinzip der pragmatischen Brechung, d. h. die Beachtung der Bedingungen, Absichten und Funktionen der Herstellung von Aktenberichten und -vermerken – einschließlich der der Akten-darstellung innewohnenden Tendenz, den (fälschlichen) Status einer Realität *sui generis* zu suggerieren;
- (i) ähnliche Vorsichtsmaßnahmen – insbesondere der Verzicht auf die Annahme einer besonderen Glaubwürdigkeit von Experten – bei der Erhebung, Beachtung und Einschätzung der Erfahrungen anderer Akteure und Professioneller in der Interaktion mit den Betroffenen (d. h. mit den Klienten der eigenen professionellen Arbeit); eine solche Erfassung und Würdigung ist erforderlich, um alle Interaktionsperspektiven im Problemfeld berücksichtigen zu können; und schließlich und vor allem
- (k) das methodische Ausgehen von der prinzipiellen Fremdheit, von der soziokulturellen und biographischen Besonderheit und von der Eigenlogik der Lebenssphäre der betroffenen Klienten und der sozialen Prozesse und Problemkonstellationen, in die diese verwickelt sind.

Auch die gerade genannten, in der beruflichen Praxis wirksamen Vorgehensweisen und Kompetenzen zur Kontextbeachtung, die erfahrenen Sozialarbeiterinnen zur verlässlichen Identifizierung und Interpretation von Schlüsselsymbolen für zugrundeliegende soziobiographische Problem-, Bildungs- und Gestaltungsmuster im Leben der Betroffene

nen dient, lassen sich verlässlich nur durch zeitweilige eigene explizite Forschungspraxis einüben (siehe Schütze 1983b). – Natürlich hat es andererseits auch immer wieder besonders begabte Sozialarbeiterinnen gegeben, die Kontexte und Schlüsselsymbole sicher aufeinander beziehen konnten, ohne in ihrer Ausbildung mit expliziten Forschungsprozessen konfrontiert worden zu sein. Aber solche Sozialarbeiterinnen sind dann bereits durch die sorgfältige Durcharbeitung ihrer dichten Praxiserfahrungen faktisch zu umsichtigen Praxisforscherinnen geworden, ohne das selbst zu wissen bzw. sich einzugestehen.

Der Erwerb der *Kompetenz zum schnellen Gestaltsehen der zugrundeliegenden Muster sozialer Prozesse durch Identifizierung und Ausdeutung von Schlüsselsymbolen* in der gekonnten professionellen Praxis Sozialer Arbeit ist unter Umgehung des technizistischen Selbstmißverständnisses (der deduktiven, dekontextualisierten Applikation von vorgefertigten Kategorien) nur dann wirklich verlässlich möglich, wenn zuvor die Sozialarbeiterinnen in die explizite ethnographische Forschungsarbeit sorgfältig sozialisiert worden sind (z. B. durch die Durchführung einer ethnographischen Diplomforschungsarbeit im Rahmen einer Forschungswerkstatt). Abkürzung von Erkundungstätigkeiten mit Augenmaß setzt die Kompetenz zu expliziten Forschungsprozessen voraus, in denen die kontextuelle Konstitution der Schlüsselsymbole transparent geworden ist. Abgekürzte Erkundungen mit Augenmaß fußen stets auf der Fähigkeit, im Bedarfsfalle, etwa beim auf den ersten Blick vorläufig konstatierten Fehlen von Schlüsselsymbolen im Material bzw. bei der zunächst irritierenden Feststellung ihrer Mehrdeutigkeit, explizite Teil-Erkundungsprozesse in die einzelnen Teilphasen des Handlungsablaufs dazwischenzuschalten. Insofern ist die Sensibilität für Schlüsselsymbole und ihre sozialen Prozeß- und Milieukontexte, wie sie durch die ethnographische Sichtweise erworben wird, für die Professionalität der Fachkräfte in der Sozialen Arbeit sehr viel wichtiger als die Verfügung über bereits ausformulierte knappe Kategoriensätze und die Wege ihrer zeitsparenden Applikation. Ethnographische Sensibilität schafft die Grundlage für nicht-vereinfachende, umsichtige Fallanalysen und Fallbearbeitungen; ein solideres Fundament für effektive, d. h. auch zeitökonomische, professionelle Handlungstüchtigkeit gibt es in der Sozialen Arbeit nicht.

Literatur

- Adler, P.A./Adler, P./Johnson, J.M.: Street Corner Society Revisited. New Questions about Old Issues. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 1/ 1992, S. 3 ff.
- Agar, M.H.: *The Professional Stranger. An Informal Introduction to Ethnography*. San Diego u. a. 1980
- Anderson, N.: *The Hobo*. Chicago 1923 (1961)
- Appel, M.: Die praktische Umsetzung der Volkserziehung in Peru: Ethnographie eines Handlungsprojektes und Analyse der Lebensgeschichte eines Aktivisten. (Diplomarbeit. Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1990
- Atkinson, P.: *The Ethnographic Imagination*. London, New York 1990
- Balint, M.: Die Struktur der „Training-cum-Research“-Gruppen und deren Auswirkungen auf die Medizin. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse* Bd. V/ 1968, S. 125 ff.
- Bergmann, J.: Ethnomethodologische Konversationsanalyse. In: Schröder, P./Steger, H. (Hrsg.): *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf 1981, S. 9 ff.
- Blok, A.: *Anthropologische Perspektiven*. Stuttgart 1985
- Blom, J.-P./Gumperz, J.J.: Social Meaning in Linguistic Structures: Code-Switching in Norway. In: Gumperz, J.J./Hymes, D. (Hrsg.): *Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication*. New York u. a. 1972, S. 407 ff.
- Boas, F.: *Race, Language, and Culture*. New York, London 1940
- Bohnsack, R.: *Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion*. Opladen 1983
- Bohnsack, R.: *Generation, Milieu und Geschlecht*. Opladen 1989
- Bohnsack, R.: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen 1991
- Brockmann, B.: Bericht über die Berufspraktischen Studien bei Amoc/DHV in Amsterdam, SS 1990. (Fachbereich Sozialwesen, Gesamthochschule Kassel) Kassel 1990
- Brockmann, B.: *Zur Lebensgeschichte und Alltagsbewältigung drogenabhängiger Frauen*. (Diplomarbeit am Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1991
- Bulmer, M.: *The Chicago School of Sociology, Institutionalization, Diversity, and the Rise of Sociological Research*. Chicago, London 1984
- Bussiek, B.: *Geschichte und Wiederentdeckung der Fallstudie als Basis qualitativer Sozial(arbeits)-forschung und -methode*. (Diplomarbeit am FB Sozialwesen, Gesamthochschule Kassel) Kassel 1992

- Cavan, R. Sh.: Suicide. Chicago 1928
- Cicourel, A.V.: Theory and Method in a Study of Argentine Fertility. New York u. a. 1974
- Clifford, J.: The Predicament of Culture. Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art. Cambridge, Mass. 1988
- Clifford, J./Marcus, G.E. (Hrsg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley u. a. 1986
- Cressey, P.G.: The Taxi-Dance Hall. Montclair, N.J. 1972 (zuerst 1932)
- Denzin, N.K.: Whose Cornerville Is It Anyway? In: Journal of Contemporary Ethnography 1/1992, S. 120 ff.
- Dumont, J.-P.: The Headman and I. Ambiguity and Ambivalence in the Fieldworking Experience. Austin, London 1978
- Durkheim, E.: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/Main 1981
- Durkheim, E./Mauss, M.: De quelques formes primitives de classification. Contribution à l'étude des représentations collectives. In: Neudruck des „Journal Sociologique“. Durkheim, E. (Hrsg.): Introductions et notes de J. Duvignaud. Paris 1969 (zuerst 1901/1902)
- Eicke, D.: Technik der Gruppenleitung von Balint-Gruppen. In: Luban-Plozza, B. (Hrsg.): Praxis der Balint-Gruppen. Beziehungsdiagnostik und Therapie. München 1974, S. 128 ff.
- Emerson, R.M.: Introduction to: Field Research. A Collection of Readings. Boston, Toronto 1983, S. 1 ff.
- Engelmeyer, E.: Arbeitsstrukturen und biographische Prozesse in der Krebsnachsorge. Eine empirische Untersuchung Berufstätiger in Krebsnachsorgekliniken. (Dissertation am Fachbereich Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1994
- Erikson, K.T.: Everything in Its Path. Destruction of Community in the Buffalo Creek Flood. New York 1976
- Ervin-Tripp, S.: On Sociolinguistic Rules: Alternation and Co-occurrence. In: Gumperz, J.J./Hymes, D. (Hrsg.): Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication. New York u. a. 1972, S. 213 ff.
- Faris, R.E.L.: Chicago Sociology 1920–1932. Chicago, London 1970
- Fischer-Rosenthal, W./Thomas, B. W./Znaniecki, F.: „The Polish Peasant in Europe and America“. In: Flick, U. u. a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 115 ff.
- Flick, U.: Triangulation. In: Flick, U. u. a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 432 ff.
- Flick, U./Kardoff, E.v./Keupp, H./Rosenstiel, L.v./Wolff, St. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München 1991

- Frake, Ch.O.: The Diagnosis of Disease among the Subanun of Mindanao. In: *American Anthropologist* 63/1961, S. 113 ff.
- Frake, Ch.O.: Notes on Queries in Ethnography. In: *Transcultural Studies in Cognition. American Anthropologists Special Publication* 3/1964, S. 132 ff.
- Frake, Ch.O.: A Structural Description of the Subanun „Religious Behavior“. In: Lessa, W.A./Vogt, E.Z. (Hrsg.): *Reader in Comparative Religion*. New York 1965, S. 582 ff.
- Frake, Ch.O.: Die ethnographische Erforschung kognitiver Systeme. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. (2 Bde)* Reinbek 1973, S. 323 ff.
- Frake, Ch.O.: Ethnography. In: Emerson, R.M. (Hrsg.): *Contemporary Field Research*. Boston/Toronto 1983, S. 60 ff.
- Garfinkel, H.: *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs 1967
- Garfinkel, H.: Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. (2 Bde)* Reinbek 1973, S. 189 ff.
- Garfinkel, H.: Bedingungen für den Erfolg von Degradationsszeremonien. In: *Gruppendynamik* 2/1974, S. 77 ff.
- Garfinkel, H./Lynch, M./Livingston, E.: The Work of a Discovering Science Construed with Materials from the Optically Discovered Pulsar. In: *Philosophy of the Social Sciences* 2/1981, S. 131 ff.
- Geertz, C.: Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: Ders., *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. New York 1973, S. 3 ff.
- Geertz, C.: *Die künstlichen Wilden. Anthropologen als Schriftsteller*. München 1990
- Glaser, B./Strauss, A.: *Time for Dying*. Chicago 1968
- Glaser, B./Strauss, A.: *Interaktion mit Sterbenden*. Göttingen 1974
- Goffman, E.: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main 1967
- Goffman, E.: *Strategic Interaction*. Oxford 1970
- Goffman, E.: *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt/Main 1973
- Goffman, E.: *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt/Main 1980
- Gumperz, J.J.: *Discourse Strategies*. Cambridge/U.K. u. a. 1982
- Hamel, R.E.: *Sprachenkonflikt und Sprachverdrängung. Die zweisprachige Kommunikationspraxis der Otomi-Indianer in Mexico*. Bern u. a. 1988
- Hughes, E.Ch.: *The Sociological Eye*. Chicago, New York 1971

- Hymes, D.H.: Die Ethnographie des Sprechens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. (2 Bde) Reinbek 1973, S. 338 ff.
- Jahoda, M.: Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel: „Die Arbeitslosen von Marienthal“. In: Flick, U. u. a. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 119 ff.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P.F./Zeisel, H.: Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt/Main 1975 (zuerst 1933)
- Johnson, Ch.S.: The Chicago Commission on Race Relations: The Negro in Chicago. A Study of Race Relations and a Race Riot. Chicago 1922
- Kallmeyer, W.: Kritische Momente. Zur Konversationsanalyse von Interaktionsstörungen. In: Frier, W./Labrousse, G. (Hrsg.): Grundfragen der Textwissenschaft. Linguistische und literaturwissenschaftliche Aspekte. Amsterdam; Rodope 1979, S. 59 ff.
- Kallmeyer, W.: Handlungskonstitution im Gespräch. Dupont und sein Experte führen ein Beratungsgespräch. In: Gülich, E./Kotschi, Th. (Hrsg.): Grammatik, Konversation, Interaktion. Beiträge zum Romanistentag 1983. Tübingen 1985, S. 81 ff.
- Kallmeyer, W.: Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. (2. Halbband) Berlin, New York 1988, S. 1095 ff.
- Kallmeyer, W./Keim, I.: Formulierungsweise, Kontextualisierung und soziale Identität. Dargestellt am Beispiel formelhaften Sprechens. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 64/1986, S. 98 ff.
- Kallmeyer, W./Keim, I.: The Symbolization of Social Identity. Ethnography and Analysis of Linguistic Variation in a Project about Urban Communication in Mannheim. In: Dittmar, N./Schlobinski, P. (Hrsg.): The Sociolinguistics of Urban Vernaculars. Case Studies and their Evaluation. Berlin 1988, S. 232 ff.
- Kallmeyer, W./Schütze, F.: Konversationsanalyse. In: Studium Linguistik 1/1976, S. 1 ff.
- Karl, F. (unter Mitarbeit von Engelmeyer, E./Lude-Meckbach, G./Lutze, B./Nittel, D./Reim, Th./Schütze, F./Straus, P.): Modellprojekt „Zugehende stadtteilorientierte Beratung älterer Menschen“. (Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit) Stuttgart, Berlin, Köln 1990
- Kohl, K.H.: Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie. Frankfurt/Main 1987
- Kohl, K.H.: Geordnete Erfahrung: Wissenschaftliche und literarische Darstellungsformen und literarischer Diskurs in der Ethnologie. In: Schmied-

- Kowarzik, W./Stagl, J. (Hrsg.): Grundfragen der Ethnologie: Beiträge zur gegenwärtigen Theoriediskussion. Berlin 1993, 2. Auflage, S. 407 ff.
- Kuper, A.: Anthropology and Anthropologists. The Modern British School. London, 1983, 2. Auflage
- Laing, R.P./Phillipson, H./Lee, A.R.: Interpersonelle Wahrnehmung. Frankfurt/Main 1971
- Levine, M./Levine, A.: The More Things Change: A Case History of the Child Guidance Clinics. In: Journal of Social Issues 26/1970, S. 19 ff.
- Levi-Strauss, C.: Les structures élémentaires de la parenté. Paris, Den Haag, 1967a, 2. Auflage
- Levi-Strauss, C.: Strukturele Anthropologie. Frankfurt/Main 1967b
- Lewis, O.: Life in a Mexican Village: Tepotzlan Restudied. Urbana 1951
- Lubove, R.: The Professional Altruist. The Emergence of Social Work as a Career 1880–1930. Cambridge, Mass. 1965
- Lynch, M.: Art and Artifact in Laboratory Science. A Study of Shop Work and Shop Talk in a Research Laboratory. London u. a. 1985
- Malinowski, B.: Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Frankfurt/Main 1979
- Malinowski, B.: Korallengärten und ihre Magie. Bodenbestellung und bäuerliche Riten auf den Trobriand-Inseln. Frankfurt/Main 1981
- Malinowski, B.: Ein Tagebuch im strikten Sinne des Wortes. Frankfurt/Main 1986
- Mangold, W.: Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Frankfurt/Main 1960
- Mannheim, K.: Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation. In: Ders.: Wissenssoziologie. Berlin, Neuwied 1964a, S. 91 ff.
- Mannheim, K.: Das soziologische Problem der Generationen. In: Ders.: Wissenssoziologie. Berlin, Neuwied 1964b, S. 509 ff.
- Marcus, G.E./Fischer, M.M.J.: Anthropology as Cultural Critique. An Experimental Moment in the Human Sciences. Chicago, London 1986
- Matthes, J.: Die Soziologen und ihre Wirklichkeit. Anmerkungen zum Wirklichkeitsverständnis der Soziologie. In: Soziale Welt, Sonderband 3/1985, S. 49 ff.
- Mauss, M.: Die Gabe. Frankfurt/Main 1968
- McDermott, R.P./Gospondinoff, K./Aron, J.: Criteria for an Ethnographically Adequate Description of Concerted Activities and their Contexts. In: Semiotica 1/2, 1978, S. 245 ff.
- Mead, G.H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/Main 1968
- Oevermann, U./Allert, T./Gripp, H./Konau, E./Schütze, Y.: Beobachtungen zur Struktur sozialisatorischer Interaktion. Theoretische und methodische

- Fragen der Sozialisationsforschung. In: Auwärter, M./Kirsch, E./Schröter, M. (Hrsg.): Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/Main 1976, S. 371 ff.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J.: Die Methodologie der objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozialwissenschaften. Stuttgart 1979, S. 352 ff.
- Park, R.E./Burgess, E.W./McKenzie, R.D.: The City. Chicago, London 1967 (zuerst 1925)
- Pike, K.L.: Towards a Theory of the Structure of Human Behavior. In: Hymes, D. (Hrsg.): Language in Culture and Society. New York, Evanston, London 1964, S. 54 ff.
- Pike, K.L.: Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior. Den Haag, 1971, 2. Auflage
- Popitz, H./Bahrtdt, H.P./Jüres, E.A./Kesting, H.: Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie. Tübingen 1957
- Ragin, Ch.C./Becker, H.S. (Hrsg.): What is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry. Cambridge, U.K. 1992
- Redfield, R.: Tepoztlán. A Mexican Village: A Study of Folk Life. Chicago 1930
- Richmond, M.E.: Social Diagnosis. New York 1917
- Richmond, M.E.: What is Social Case Work? New York 1971 (zuerst 1922)
- Riemann, G.: Das Fremdwerden der eigenen Biographie. Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München 1987
- Riemann, G./Schütze, F.: Some Notes on a Student Research Workshop on Biography Analysis, Interaction Analysis, and Analysis of Social Worlds. In: Newsletter of the International Sociological Association, Research Committee 8/1987, S. 54 ff.
- Riemann, G./Schütze, F.: Trajectory as a Basic Theoretical Concept for Analyzing Suffering and Disorderly Social Processes. In: Maines, D.R. (Hrsg.): Social Organization and Social Process. Essays in Honor of Anselm Strauss. Hawthorne, New York 1990, S. 333 ff.
- Rosenstiel, L.v.: Fritz J. Roethlisberger und William J. Dickson: „Management and the Worker“. In: Flick, U. u. a. (Hrsg.): Handbuch der qualitativen Sozialforschung. München 1991, S. 126 ff.
- Rynkiewicz, M.A./Spradley, J.P. (Hrsg.): Ethics and Anthropology. Dilemmas in Fieldwork. New York u. a. 1976
- Sacks, H.: The Search for Help: No One to Turn to. Berkeley 1966
- Sacks, H.: Lectures 1964–1965. In: Human Studies 12/1989, S. 1 ff.
- Schegloff, E./Sacks, H.: Opening up Closings. In: Semiotica 8/1973, S. 289 ff.

- Schrecker, F.: Ethnomethodologie des Fremdsprachenunterrichts. Eine Studie von der Entdeckung der Unterrichtspraxis im Referendariat. (Dissertation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1991
- Schütz, A.: Concept and Theory Formation in the Social Sciences. In: Ders.: Collected Papers. (Bd. 1) Den Haag 1962, S. 48 ff.
- Schütze, F.: Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. München 1976, S. 159 ff.
- Schütze, F.: Strategische Interaktion im Verwaltungsgericht. Eine soziolinguistische Analyse zum Kommunikationsverlauf im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer. In: Hassemer, W./Hoffmann-Riem, W./Weiss, M. (Hrsg.): Schriften der Vereinigung für Rechtssoziologie. (Bd. 2: Interaktion vor Gericht) Baden-Baden 1978, S. 19 ff.
- Schütze, F.: Interaktionspostulate – Am Beispiel literarischer Texte (Dostojewski, Kafka, Handke u. a.). In: Hess-Lüttich, E.W.B. (Hrsg.): Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Wiesbaden 1980, S. 72 ff.
- Schütze, F.: Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen-Nürnberg. Nürnberg 1981, S. 67 ff.
- Schütze, F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3/1983a, S. 283 ff.
- Schütze, F.: Zur Praxisforschung im Supervisionsstudiengang. Drei Papiere. In: Lippenmeier, N. (Hrsg.): Beiträge zur Supervision. (Supervisionsforum WS 82/83) Kassel 1983b, S. 23 ff.
- Schütze, F.: Kognitive Strukturen autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart 1984a, S. 78 ff.
- Schütze, F.: Professionelles Handeln, wissenschaftliche Forschung und Supervision. Versuch einer systematischen Überlegung. In: Lippenmeier, N. (Hrsg.): Beiträge zur Supervision. (Bd. 3: Arbeitskonferenz „Theorie der Supervision“) Kassel 1984b, S. 262 ff.
- Schütze, F.: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Teil I: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Studienbrief der Fernuniversität Hagen. Hagen 1987a
- Schütze, F.: Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Sociolinguistics/Soziolinguistik. Ein internationa-

- les Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. New York, Berlin 1987b, S. 520 ff.
- Schütze, F.: Die Rolle der Sprache in der soziologischen Forschung. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. New York, Berlin 1987c, S. 413 ff.
- Schütze, F.: Situation. In: Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Hrsg.): Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. New York, Berlin 1987d, S. 157 ff.
- Schütze, F.: Professional Schools: ein Entwicklungspotential für die Zukunft der GhK? (8. Gießhausgespräch; hrsg. vom Präsidenten der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1988
- Schütze, F.: Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg. In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History 1/1989, S. 31 ff.
- Schütze, F.: Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, B./Ferchhoff, W./Radtko, F.-O. (Hrsg.): Erziehen als Profession. Opladen 1992a, S. 132 ff.
- Schütze, F.: Pressure and Guilt. War Experiences of a Young German Soldier and their Biographical Implications. Part 1 and 2. In: International Sociology 2/3, 1992b, S. 187 ff., 347 ff.
- Schütze, F.: Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, Th./Ortmann, F./Karsten, M.-E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der sozialen Arbeit. Weinheim, München 1993, S. 191 ff.
- Schütze, F./Lützen, C./Schulmeyer-Herbold, U.: Unterschiede in der Berichterstattung der FR und der FAZ zu studentischen Anliegen 1967/68 und 1989/90 – Eine qualitative Auswertung. In: Leuzinger-Bohleber, M./Mahler, E. (Hrsg.): Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungsprozesse bei Studierenden. Opladen 1993, S. 300 ff.
- Schütze, F./Meinfeld, W./Springer, W./Weymann, A.: Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. (2 Bde) Reinbek 1973, S. 433 ff.
- Schwalm, G.: Die Relevanz der Lebensgeschichte für die Bearbeitung der Alterssituation. (Diplomarbeit im Supervisionsstudiengang des Fachbereichs Sozialwesen der Gesamthochschule Kassel) Kassel 1983

- Shaw, C.R.: The Jackroller. A Delinquent Boy's Own Story. With a new Introduction by H.S. Becker. Chicago, London 1966 (zuerst 1930)
- Spradley, J.P.: The Ethnographic Interview. Fort Worth u. a. 1979
- Spradley, J.P.: Participant Observation. New York u. a. 1980
- Stagl, J.: Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. In: Duerr, H.P. (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. (Bd. 1: Beiträge aus der Ethnologie und Anthropologie) Frankfurt/Main 1981, S. 273 ff.
- Stagl, J.: Malinowskis Paradigma. In: Schmied-Kowarzik, W./Stagl, J. (Hrsg.): Grundfragen der Ethnologie: Beiträge zur gegenwärtigen Theoriediskussion. Berlin, 1993, 2. Auflage, S. 93 ff.
- Strauss, A.L.: A Social World Perspective. In: Denzin, N.K. (Hrsg.): Studies in Symbolic Interaction. (Vol. 1) Greenwich, Conn. 1978, S. 119 ff.
- Strauss, A.L.: Social Worlds and Legitimation Processes. In: Denzin, N.K. (Hrsg.): Studies in Symbolic Interaction. (Vol. 4) Greenwich, Conn. 1982, S. 171 ff.
- Strauss, A.L.: Work and the Division of Labor. In: The Sociological Quarterly 26/1985, S. 1 ff.
- Strauss, A.L.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München 1991
- Strauss, A./Glaser, B.: Anguish. The Case History of a Dying Trajectory. Mill Valley, CA 1970
- Strauss, A.L./Fagerhaugh, Sh./Suszek, B./Wiener, C.: Social Organization of Medical Work. Chicago, London 1985
- Streeck, J.: Konversationsanalyse – Ein Reparaturversuch. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 1/1983a, S. 72 ff.
- Streeck, J.: Kommunikation in einer kindlichen Sozialwelt. Tübingen 1983b
- Thrasher, F.M.: The Gang. A Study of 1.313 Gangs in Chicago. Abridged with a new introduction by J.F. Short, jr. Chicago, London 1963 (zuerst 1927)
- Turner, R.: Talk and Troubles: Contact Problems of Former Mental Patients. Berkeley 1968
- Van Maanen, J.: Tales of the Field. On Writing Ethnography. Chicago, London 1988
- Vidich, A.J./Bensman, J.: Small Town in Mass Society. Princeton 1958
- Warner, W.L. et al.: Yankee City (= einbändige Kurzfassung der fünfbändigen Yankee-City-Serie, die von 1941 bis 1959 publiziert wurde). New Haven 1963
- Wax, M.L.: Tenting with Malinowski. In: American Sociological Review 37/1972, S. 1 ff.
- Wax, R.H.: Doing Fieldwork. Warnings and Advice. Chicago 1971

- Whyte, W.F.: *Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum.* Chicago, London 1973 (zuerst 1943)
- Whyte, W.F.: In Defense of Street Corner Society. In: *Journal of Contemporary Ethnography* 1/1992, S. 52 ff.
- Whyte, W.F. with collaboration of Whyte, K.K.: *Learning from the Field. A Guide from Experience.* Beverley Hills, London, New Delhi 1984
- Wirth, L.: Clinical Sociology. In: *American Journal of Sociology* 37/1931, S. 49 ff.
- Wolff, St.: Gregory Bateson and Margaret Mead: „Balinese Character“ (1942)
– Qualitative Forschung als disziplinierte Subjektivität. In: Flick, U. u. a. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung.* München 1991, S. 135 ff.
- Zeisel, H.: Zur Geschichte der Soziographie. In: Jahoda, M./Lazarsfeld, P.F./Zeisel, H.: *Die Arbeitslosen von Marienthal.* Frankfurt/Main 1975, S. 113 ff.
- Zorborough, H.: *The Goldcoast and the Slum.* Chicago 1929.